

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Gefangene der Namenlosen

Band 861 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Gefangene der Namenlosen

John Sinclair Nr. 861

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 03.01.1995

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Gefangene der Namenlosen

Es war kein Traum, auch wenn es mir so vorkam. Es starrten mich tatsächlich zwei rote, funkelnde und mordlüstern glühende Augen an, als wollten sie mich in der nächsten Sekunde aus dieser Welt schaffen. Diese Augen gehörten einem Wesen, das als Kleinkind bezeichnet werden konnte und lockiges, blondes Haar hatte, doch sein Gesicht ähnelte eher einem verfluchten Dämon.

Böse, verzerrt und wild sah es aus. Der breite Mund, mehr schon ein Maul, war gespickt mit spitzen Zähnen.

Blutreste verzierten die Lippen. Diese Reste konnten durchaus von einem früheren Opfer stammen…

Es war auch nicht dunkle Nacht. Wir standen uns bei hellstem Tageslicht gegenüber, allerdings auf einem ungewöhnlichen Platz, auf einem Friedhof und etwas geschützt durch das Geäst hoher Bäume und umgeben von halbhohen Büschen.

Das alles interessierte nur am Rande. Ebenso wie die Beerdigung, deretwegen wir den Friedhof betreten hatten. Wichtig war für mich das kleine Monster.

Es strahlte einen unwahrscheinlichen Haß aus. Durch diesen Haß hatte ich mich auch ablenken lassen, deshalb hatte ich es versäumt, daß Kreuz aus der Tasche zu holen.

Ob der kleine Junge etwas davon gewußt hatte oder nicht, es war mir nicht klar, jedenfalls nutzte er die Gunst des Augenblicks und wuchtete sich hoch.

Blitzartig sprang er mir entgegen, und dies ohne einen erkennbaren Ansatz. Er jagte auf meinen Kopf zu, während er im Sprung den rechten Arm ruckartig nach hinten bewegte.

Damit schlug er auch zu.

Eine kleine Faust wollte mich auf dem Kopf treffen. In diesem Moment durchzuckte die Warnung des Chiefinspektors mein Gehirn, der von einer unwahrscheinlichen Kraft dieses kleinen Kindes gesprochen hatte. Ich beherzigte sie und warf mich zur Seite.

Zwar noch rechtzeitig, aber nicht schnell genug. Mich traf die Faust nicht im Gesicht, sie donnerte auch nicht auf meinen Schädel, sie streifte mich nur zwischen Ohr und Kinn. Diese Berührung reichte aus, um mich merken zu lassen, was an Kraft hinter diesem verfluchten Dämonenwesen steckte.

Ich segelte irgendwohin, während ich glaubte, daß mein Kopf auseinanderplatzte. Etwas krachte unter mir zusammen. Ich fand mich in einem Busch liegend wieder, dessen Zweige mein Blickfeld einengten. Ich hörte auch ein heiseres Kreischen, einen Laut der Wut und des sicheren Sieges.

Dann kam der Kleine.

Nein, es war nicht der gleiche.

Als ich mich aus dem Gebüsch befreien wollte und dabei in die Höhe schaute, ging über mir ein Halbmond aus Metall auf. Für mich sah es wirklich so aus, und ich wußte auch im ersten Augenblick nicht, wie ich damit zurechtkommen sollte.

Nur war das kein Halbmond. Das war genau der Gegenstand, vor dem auch Tanner gewarnt hatte.

Eine höllisch scharfe Sense, die einen normalen Griff aufwies, aber für das kleine, böse Kind viel zu groß sein mußte. Dennoch transportierte der Junge es mit einer Leichtigkeit, die mir schon einen gewissen Schrecken einjagte.

Während er ging, bewegte sich das Sensenblatt. Die Strahlen der

Sonne spiegelte sich darauf, und plötzlich raste die Waffe in einem schrägen Winkel nach unten, als sollte mir ein stählerner Halbmond den tödlichen Segen geben.

Es war nicht einfach, ihr zu entkommen. Sie sichelte schräg in das Gebüsch hinein, in dem ich mich verkrochen hielt. Als sie fiel, rollte ich mich zur Seite. Ich mußte einfach auf dem Boden bleiben, wenn ich hochkam, bot ich nur Angriffsfläche. Also wälzte ich mich weiter, drückte dabei gegen sperrige Hindernisse, um mich zur Seite zu schaffen und wieder frei zu werden.

Der Stahl räumte auf.

Mit einem großen schrägen Schnitt teilte er die Zweige und fetzte die oberen Hälften davon. Mich erwischte er nicht, aber ich wußte auch, daß dieses Wesen so leicht nicht aufgeben würde.

Zum Glück kam ich frei, rollte durch das Gras, sah auch den ersten Zwilling und hörte einen Schuß.

Das dämonische Kind sprang in die Höhe, obwohl es von keiner Kugel getroffen worden war. Am Klang der Waffe hatte ich die Beretta erkannt. Also hatte mein Freund Suko eingegriffen, um das Erbe des abtrünnigen Josephiel zu vernichten.

Der böse, kleine Kerl wirbelte herum. Von links sah ich Suko herbeieilen. Ich hörte auch über mir wieder ein Rauschen, die Senke senkte sich abermals, und ich warf mich mit einem flachen Sprung nach vorn, wobei ich ebenfalls die Beretta hervorriß, aber nicht zum Schuß kam, denn der erste der Zwillinge war schon weggehuscht.

Er brach durch die Büsche wie eine Kanonenkugel. Für einen Moment war keiner der beiden zu sehen, doch hinter mir schwebte das Blatt der Sense über dem Buschwerk, und ich hörte eine schrille und sehr böse klingende Stimme.

War es das Zeichen zur Flucht?

Die Sense verschwand.

Ich war trotzdem vorsichtig und rannte nicht hin. Die Beretta hielt ich längst fest, auch Suko stand jetzt an meiner Seite. »Mist, sie sind weg!«

»Komm!«

Ich nahm den Weg, den auch der erste Zwilling geflohen war. Er hatte eine regelrechte Bresche in die Buschreihe geschlagen. Nichts hatte ihn aufhalten können, wir folgten seinen Spuren und standen plötzlich vor einer langen Grabreihe.

Wir hielten uns an den Enden der Gräber und auch noch hinter den Steinen auf, wo uns wieder die berühmte Friedhofsruhe erwartete. Von den beiden mörderischen Kindern sahen wir ebensowenig etwas wie von der gefährlichen Mordwaffe, und der gesamte Spuk schien überhaupt nicht stattgefunden zu haben.

Suko kontrollierte die linke, ich die rechte Seite. Nicht nur die

Grabreihe lag vor uns, auch der parallel dazu verlaufende Weg, der mit Kies belegt war.

Suko holte pfeifend Luft, bevor er sagte: »Die können sich doch nicht in ein Grab hineingebuddelt haben, verdammt!«

»Bestimmt nicht.«

Hinter uns hörten wir schwache Stimmen, Wahrscheinlich hatte die Trauergemeinde einiges von dem mitbekommen, was uns widerfahren war, aber für Suko und mich war das Ende der Fahnenstange noch längst nicht erreicht. Wir hatten nur eine Zwangspause einlegen müssen.

Der Weg wurde von zwei Grabreihen umsäumt. Ich wollte diesen Mittelteil betreten, ging über das Grab mit vorsichtigen Schritten hinweg und hörte plötzlich ein vertrautes Geräusch. Es war eine Fahrradklingel. Ein Mann in blauer Arbeitskleidung kam von der linken Seite herangeradelt. Er mußte mich gesehen haben und warnte mich durch sein Klingeln. Zudem drohte er mit einer Hand, denn ich hatte es schließlich gewagt, über die Gräber zu gehen.

Nicht nur wir sahen ihn.

Andere entdeckten ihn ebenfalls.

Und plötzlich geschahen zwei Dinge auf einmal. Einmal für mich, zum anderen für Suko gedacht.

Dicht hinter dem Radfahrer löste sich blitzschnell eine kleine Gestalt, die bisher am Grabstein gelauert hatte. Sie war so flink, daß der Fahrer nichts bemerkte. Erst als ihm etwas in den Nacken sprang, schrie er auf, verlor auf seinem Rad das Gleichgewicht und wurde zu Boden katapultiert. Auf seinem Rücken und sich dort festklammernd hockte wie ein bösartiges Geschwür dieses kleine, blondgelockte Kind, klammerte sich an ihm fest, und der Mann wußte nicht, wie ihm geschah.

Er wurde aber in die Höhe gewuchtet und dann zu einem fliegenden Gegenstand, der auf mich zusegelte.

So schnell, daß ich nicht ausweichen konnte. Zudem drehte sich der Mann noch. Seine Beine erwischten mich, ich ging zusammen mit ihm zu Boden, trat ihn aber weg, so leid es mir in diesem Augenblick für ihn auch tat, hatte mich freigestrampelt und bekam auch mit, was sich der zweite Zwilling für Suko ausgesucht hatte.

Es war nicht zu glauben. Diese winzige Gestalt hatte es tatsächlich geschafft, einen Grabstein aus dem Boden zu zerren und über den Kopf zu stemmen. Mir ist nicht bekannt, wieviel so ein mittelgroßer, viereckiger Grabstein wiegt, ich jedenfalls hätte ihn nie hochbekommen.

Dieses teuflische Wesen mit seinen funkelnden Augen aber war dabei, aus dem Grabstein eine Mordwaffe zu machen, und es wuchtete den Gegenstand auf Suko zu.

Der war ebenfalls für einen Moment völlig konsterniert gewesen.

Er hatte es ebensowenig fassen können wie ich. Es war einfach ein Unding, daß eine derartig kleine Person den Grabstein warf wie einen leichten Ball.

Beinahe wäre Suko zu spät ausgewichen. Er hatte auch das Glück gehabt, daß der Stein hochkant auf ihn zugewirbelt war, so konnte er sich ducken und gleichzeitig zur Seite wegtauchen. Mit einem wahren Donnergetöse prallte der Stein gegen einen anderen, schüttelte diesen durch, brach ein Stück aus ihm hervor und sorgte anschließend dafür, daß er in einer Schräglage stehenblieb.

Ein schriller Schrei umwehte unsere Ohren.

Es war mehr ein Befehl, von einem Zwilling an den anderen gerichtet, und beide handelten gleichzeitig. Bevor wir noch etwas unternehmen konnten, huschten sie auf ihren kurzen Beinen davon.

Sie gruben sich förmlich in Gebüsche ein, die für uns unerreichbar waren. Was sie hinterließen, waren zerfetzte Zweige und durch die Luft segelnde Blätter.

Dann waren sie weg.

Wir standen wieder, und ich half dem Radfahrer auf die Beine, der nicht wußte, ob er schreien oder weinen sollten, denn auch er hatte diese letzte Attacke auf Suko erlebt.

Genau dort, wo die dämonischen Zwillinge verschwunden waren, erschien plötzlich eine Wolke. Ein grüngelber Brodem wölkte in die Höhe und schuf einen mächtigen Pilz über dem Buschwerk.

Suko und ich waren ebenfalls fasziniert, denn aus den Wolken lösten sich zwei kompakte, weit gespannte Arme mit Händen daran, die zu diesen dicken Armen paßten.

Und zwischen den Klauen sahen wir wie kleine Puppen für einen Moment die Zwillinge.

Dann waren sie weg.

Ebenso der Brodem.

Er hatte sie geholt, zurückgezogen und gleichzeitig in Sicherheit gebracht.

»Wohin?« Ich sprach meine Gedanken aus.

Suko gab mir eine Antwort. »In ihre Welt, John, in ihre Welt. Dort können sie bis zum nächsten Angriff warten. Ihre Rache ist noch nicht beendet, das glaube mir mal…«

Leider befürchtete ich das auch.

***

Suko war gegangen und hatte die Sense geholt. Er trug sie über seiner Schulter wie der berühmte Schnitter, nur konnte man bei ihm wahrlich nicht von einem Skelett sprechen. Jedenfalls hatten wir die Attacke überstanden, zwar mit Glück, aber das gehört eben dazu.

Mein Freund stemmte die Sense gegen den Boden, damit ich sie mir anschauen konnte. Dabei fragte ich: »Was sagst du?«

»Was willst du hören?«

»Einen Kommentar zu dieser Sense.«

Ich hob die Schultern und strich gleichzeitig mit der Hand über den Stiel. »Wenn mich nicht alles täuscht, so sieht sie ziemlich gebraucht aus. Oder liege ich da falsch?«

»Keine Ahnung. Wenn du genauer hinschaust, entdeckst du allerdings dunkle Flecken.«

»Und?«

»Das kann Blut sein.«

Ich stimmte Suko durch ein Nicken zu. »Was wir hier erlebt haben, war der nackte Wahnsinn. Wir sahen zwei Kleinkinder, die eine Sense schwangen und auch nicht davor zurückschreckten, einen Mord zu begehen. Mir will das nicht in den Kopf.«

Suko zog die Stirn kraus. »Kleinkinder, hast du gesagt?«

»Sicher. Oder hast du etwas anderes gesehen?«

»Das nicht. Nur darfst du nicht vergessen, wer der Vater dieser Kinder gewesen ist. Sie sind sein Erbe, und das ist schlimm.«

Ich ließ meinen Blick über die Klinge gleiten und zuckte zusammen. Auch als Laie stellte ich fest, wie gut sie geschärft war. Die fuhr durch einen Körper wie das Messer durch die Butter. Wie diese Wesen mit der Sense umgegangen waren, das war schon phänomenal und erschreckend zugleich. »Bisher haben wir nur von einem Vater gesprochen.« Diesmal sprach ich aus, was mir außerdem die ganze Zeit über durch den Kopf gegangen war.

»Aber wie verhält es sich mit der Mutter? Wo ein Vater ist, da muß es auch eine Mutter gegeben haben. Oder findest du nicht?«

Suko runzelte die Stirn. »Stimmt.«

Ich lächelte breit. »Und wer kann diese Mutter gewesen sein?«

»Sollen wir jetzt ein Ratespiel beginnen?«

»Das nicht, aber ich denke darüber nach, ob wir es bei ihr mit einem normalen Menschen zu tun haben. Eine Frau, die von dem Abtrünnigen vergewaltigt wurde und…«

»Warum das denn?« fragte Suko. »Erinnere dich an ihn. Josephiel sah attraktiv aus. Ich kann mir vorstellen, daß ihm die Frauen zu Füßen gelegen haben. Der hat sicherlich keine Schwierigkeiten gehabt, sie zu verführen, trotz seiner Hörner.«

»Das wollte ich gerade feststellen.«

»Er kann die Frau fasziniert und in seinen Bann gezogen haben, so daß sie alles andere vergaß. Keiner von uns war dabei, als es geschah, John. Wer gibt uns zudem die Gewißheit, daß diese Mutter, wer immer sie auch sein mag, noch lebt?«

»Keiner.«

»Genau. Hält dich das denn davon ab, sie zu finden?« Suko lächelte schmal. »Wir sollten uns schon auf die Suche machen, aber ich weiß nicht, wo wir anfangen müssen.«

»Gehen wir erst mal zurück zu den anderen. Sie werden auch überrascht worden sein.«

Das waren sie in der Tat. Die Mitglieder der Trauergesellschaft wußten nicht so recht, wie sie sich verhalten sollten. Einige waren bereits gegangen, der harte Kern hatte sich noch an den Gräbern versammelt. Unter den Männern befanden sich auch Abbé Bloch und der pensionierte Bischof Morgan. Die beiden Gräber waren noch nicht zugeschüttet worden. Das würde später geschehen. Als ich hineinschaute, sah ich die schwarzen Särge. Auf einem schimmerte das Kreuz der Templer. Es lag halb unter dem nach unten geworfenen Lehm.

Suko hatte die Sense wuchtig mit dem Griffende in den weichen Erdhügel gerammt. Er stand neben ihr wie ein Wächter, aber auch Bloch war zu ihm gekommen. Die beiden unterhielten sich. Als ich mich ihnen näherte, konnte ich verstehen, was der Abbé fragte.

»Und du hast keine Ahnung, woher die Sense stammt, Suko?«

»Nein, aber sie sieht gebraucht aus. Ich kann mir auch vorstellen, daß diese beiden kleinen Monstren sie aus ihrer Heimat mitgebracht haben, wenn das Wort Heimat zutrifft.«

»Ja, aus den Bergen.«

»Österreich, Schweiz…?«

»Das ist möglich.«

»Dann würde die Spur dorthin führen.«

Der Abbé hob die Schultern und machte ein gequältes Gesicht.

»Zunächst einmal führt sie nirgendwo hin, würde ich sagen. Sie gleitet gewissermaßen ins Leere. Du hast mir in Stichworten gesagt, wie dieses Erbe des Abtrünnigen aussieht Zwei kleine Kinder mit den Kräften von Riesen. Das kann ich nicht begreifen, das will mir nicht in den Kopf, das ist etwas, das ich auf keinen Fall nachvollziehen kann.«

»Wir müssen die Mutter finden, falls sie noch lebt.«

»Stimmt. Aber wo?«

»Die Sense ist ein Hinweis«, erklärte ich.

Bloch drehte sich um. Er lächelte flüchtig. »Was heißt hier Hinweis? wollt ihr die Schweiz, Österreich oder auch die französischen Alpen danach absuchen, wo eine Sense in einem Ort fehlt?«

Ich faßte die Antwort als Witz auf und legte dem Abbé meine Hand auf die Schulter. »Das bestimmt nicht. Zunächst einmal sind wir froh, daß wir noch leben. Es hätte auch anders kommen können.«

»War es so schlimm?«

»Ja, die beiden Kinder beherrschten die Waffe perfekt. Ihr sind wir ja entwischt. Kurz danach wurde auf Suko ein Grabstein geschleudert

und auf mich ein Mensch. Es war ein Radfahrer, der zufällig des Wegs kam.« Ich schaute mich um. »Wo steckt der Mann überhaupt?«

»Er ist verschwunden«, sagte Suko.

»Ist vielleicht auch besser so.«

Bloch hakte noch einmal nach. »Dann haben die beiden oder einer von ihnen«, er schüttelte den Kopf, »es wurde tatsächlich ein Grabstein auf euch geschleudert?«

»Auf mich«, erklärte Suko.

»Das kann ich nicht glauben.«

»Es stimmt aber.«

»Natürlich.« Bloch strich einige Haarsträhnen zurück. »Dann erzählte Suko noch etwas von einem grünen Nebel, der plötzlich erschien und die beiden holte.«

»Richtig. Er schaffte sie weg.«

»Und damit ist diese Spur ins Nichts zerronnen.«

Ich setzte meine dunkle Brille auf. Die Sonne schien doch zu stark. »Leider, Abbé.«

Bloch betrachtete seine Füße. Ich konnte mir denken, was in seinem Kopf vorging. Er war sauer, er ärgerte sich, er stand kurz davor, alles hinzuwerfen. »Damit ist auch die letzte Spur vernichtet worden, denke ich mal.«

»Leider, und wir stehen wieder am Anfang. Ich frage mich, wo wir hingreifen sollen?«

»Das weiß ich auch nicht, John.«

»Vielleicht sollte ich es mit dem Würfel versuchen.« Der Vorschlag klang nicht überzeugend, und der Abbé schüttelte rasch den Kopf. »Nein, ich denke, daß es nicht gut ist. Der Würfel hat mir den Weg zu Josephiel gezeigt. Ob er ihn zu seinen Erben weisen kann, ist mehr als fraglich.«

Suko schlug mit der flachen Hand gegen die Griff der Sense.

»Dann bleibt sie als einzige Spur.«

»Und wieso?« fragte der Abbé.

»Ich weiß es noch nicht. Wir können sie mitnehmen und sie kriminaltechnisch untersuchen lassen, aber ich habe das Gefühl, daß es nichts bringen wird. Wir werden vielleicht Spuren finden von bestimmten Pflanzen, die im Gebirge wachsen, aber das ist groß. Ich denke, wir stehen wieder ganz am Beginn.«

Genau das Gefühl hatten wir auch. Wobei der Abbé noch etwas optimistischer war als ich, denn er meinte: »Diese beiden kleinen Bestien haben einen Versuch unternommen, euch zu töten. Sie brachten es aber nicht fertig. Sie haben sich zurückgezogen, aus welchen Gründen auch immer. Vielleicht hatten sie die Magie des Kreuzes gespürt. Ich könnte mir durchaus vorstellen, daß es nicht bei diesem einen Versuch bleiben wird. Sie werden es noch einmal

probieren. Oder seht ihr das anders?«
»Kann sein«, meinte Suko.
»Sollen wir darauf warten?« fragte ich.
Bloch nickte. »Wenn es keine andere Chance gibt, dann schon.«
Das gefiel mir nicht, und auch Suko zeigte ein skeptisches Gesicht. Ich dachte an die Möglichkeiten, die der Abbé besaß. Er hatte den Würfel mitgenommen, der wiederum hatte ihn nur vor der Gefahr eines Josephiel gewarnt. Es war wirklich fraglich, ob er auch auf die beiden Erben reagierte.
Noch jemand gesellte sich zu uns. Es war der pensionierte Bischof Morgan. Er litt unter den Strahlen der Sonne und wischte immer wieder sein Gesicht ab. »Ich hätte nicht gedacht, dass die andere Macht so tief eingreifen würde. Nein, da habe ich mich geirrt.« Er schaute sich die Sense an und runzelte die Stirn. »Ist das Ihre Beute, meine Herren?« fragte er leise.
»Sie ist es«, beantwortete Suko.
»Wer brachte sie mit?«
Auch wenn es uns nicht paßte, wir weihten den Mann ein, der sehr genau zuhörte. Er ließ sich auch Zeit mit der Antwort. So wie er sah jemand aus, der ein Problem wälzte und dabei über Dinge nachdachte, die er noch nicht in die logische Reihenfolge bringen konnte.
»Ist etwas mit Ihnen, Sir?« fragte ich ihn.
Der Bischof hob die Schultern. »Im Prinzip nicht. Mir geht so einiges durch den Kopf. Ich muß nachdenken, dazu brauche ich ein wenig Ruhe. Aber ich komme noch auf das Resultat. Zudem ist es mir hier zu heiß. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir woanders hingingen. In ein Lokal, zum Beispiel, denn dort könnten wir uns auch erfrischen. Das haben wir wohl alle verdient.«
Wir waren einverstanden. Gaststätten gab es in der Nähe des Friedhofs genug. Ich war natürlich gespannt darauf, ob es der Bischof tatsächlich schaffte, eine Verbindung herzustellen. Zwischen wem auch immer, es war mir egal. Wichtig war nur, daß wir weiterkamen und nicht auf der Stelle traten.

***

Wir hatten eine Gaststätte gefunden, in der es ziemlich leer war. Ein großer Raum im Anbau wurde noch geputzt. Dort konnten wir nicht hinein, und so blieben wir in Sichtweite der Theke.
Die Kühle tat gut, auch dem älteren Bischof, der froh darüber war, sich hinsetzen zu können und sofort ein großes Wasser bestellte. Er lächelte verkrampft, als er wieder den Schweiß von seiner Stirn wischte. »In meinem Alter ist man eben nicht mehr so fit.«
»Sie sind auch nicht gerade sommerlich angezogen, Sir«, warf ich ein.
Er winkte ab. »Was wollen Sie machen, Mr. Sinclair? Niemand kann

aus seiner Haut heraus.«

»Das stimmt.«

Auch der Abbé und Suko bestellten Wasser. Ich fiel aus der Rolle und entschied mich für ein kühles Bier, das löschte am besten den Durst. Wir hatten uns eine Ecke ausgesucht, die im Schatten lag.

Zwar fiel das Licht der Sonne durch mehrere Fenster, aber es verteilte sich im Raum und drang nicht in unsere Nähe.

Der Wirt brachte die Getränke. Er lächelte knapp, während er die Gläser vor uns absetzte. In der Wärme zeigten sie rasch einen Beschlag an den Außenwänden. Bevor der pensionierte Bischof nach seinem Glas griff, sprach er noch ein kurzes Gebet im Angedenken an die Toten. Dann nahm er einen tiefen Schluck und kam zur Sache.

Die Sense hatten wir nicht mitgenommen. Sie lag im Kofferraum des Rover, war allerdings so groß, daß wir die Haube nicht hatten ganz schließen können. Wie zum Gebet faltete Morgan die Hände.

Er schaute auf das hellbraune Tischholz und meinte dann: »Eine Sense ist das Symbol des Todes, wenn ich einmal davon absehe, daß sie auch als Werkzeug benutzt wird.«

»Stimmt«, sagte Suko.

»Die beiden wollten töten, und sie müssen die Sense irgendwo hergehabt haben.«

Auch da gaben wir ihm recht.

Der Bischof nickte. »Das genau ist der springende Punkt, wenn ich das mal so sagen darf. Was ich Ihnen jetzt mitteile, das muß nicht stimmen, es kann wahr sein, deshalb nageln Sie mich bitte nicht darauf fest, sollten wir einen Reinfall erleben. Es geht mir wirklich um die Sense. Bei ihrem Anblick habe ich mich an etwas erinnert.« Er schaute uns fragend an. »Sie haben alle von Bruder Malcolm Worriner gehört, den wir leider heute zu Grabe getragen haben.« Erst als er unser Nicken gesehen hatte, sprach er weiter.

»Nach Ihrem Besuch, Mr. Sinclair, bin ich mißtrauisch geworden und habe damit begonnen, mich richtig um Malcolm Worriner zu kümmern. Das heißt, ich habe nicht nur diesen einen Aufsatz gelesen, den auch Sie kennen, ich habe versucht, nachzuforschen und bin tatsächlich auf gewisse Hinweise gestoßen.«

»Er hat noch mehr geschrieben«, sagte ich, weil ich ahnte, auf was der Bischof hinauswollte.

»Das ist richtig.«

Ich trank genießerisch einen Schluck von dem kühlen Bier. »Über das gleiche Thema?«

»Im Prinzip schon.« Auch Morgan trank, dann räusperte er sich.

»Es ist ja so. Um einen Aufsatz oder eine Abhandlung schreiben zu können, muß ich mich mit der Materie, über die ich berichte, zunächst beschäftigen. Das hat Bruder Worriner sehr intensiv getan. Er

wandelte auf den Spuren abtrünniger Engel, was zumindest mir noch unbegreiflich erscheint, was ich aber hinnehmen muß. Besonders hat er sich mit Josephiel beschäftigt und zwangsläufig auch mit dessen Umfeld.«

»Was heißt das?« fragte Suko.

»Moment, ich werde es Ihnen gleich sagen. Worriner ging davon aus, daß dieser Engel nicht einfach so erschienen ist und Menschen beeinflußte. Er muß einen Hintergrund gehabt haben. Er hat sich auf Leute verlassen müssen, denn auch einer wie er kann einsam sein. Ich las in einem anderen Bericht, daß diese Engeldämonen, wie Worriner sie nannte, sich Personen aussuchen, die sich in dieser Welt auskennen, und die gleichzeitig Schutz bieten können. Das war auch bei Josephiel der Fall.«

Wir horchten auf.

»Er hatte also Unterstützung?« fragte der Abbé. »Und außer seinen beiden Erben?«

Morgan wiegelte ab. Er drückte einige Male die Hände nach vorn. »Ich werde noch darauf kommen, verlassen Sie sich darauf. Gehen wir davon aus, daß Josephiel ein Schlupfloch hatte, wo er sich benehmen konnte, wie er wollte und wo man ihn auch akzeptierte. Ich weißt nicht, wie Worriner es geschafft hat, aber ich weiß, daß wir ihm im Nachhinein noch dankbar sein müssen, aber er hat dank seiner intensiven Forschungen dieses Schlupfloch gefunden.«

»Und wo war das?« flüsterte ich.

»Fragen Sie lieber, wo es ist, Mr. Sinclair. Sie und Ihr Freund haben die Spur in der Hand gehalten.«

»Sie meinen die Sense, Bischof?«

»So ist es.«

Das war natürlich eine Möglichkeit, obwohl wir nicht wußten, was sie uns eröffnete.

»Die Sense deutete auf Heuwiesen hin«, sagte der Abbé leise.

Morgan nickte. »Damit haben Sie sich nicht geirrt. Als ich weitere Aufsätze las, die nur einem kleinen Kreis zugänglich gemacht worden waren, da erfuhr ich auch etwas über einen kleinen Ort in den Bergen, in dem Josephiel seine Heimat bekommen hat.«

»Unterstützte man ihn dort?« flüsterte ich.

»Ja.«

»Wer? Die Bewohner? Ist der ihnen als Engel oder als Götze erschienen? Hat er sie in seinen Bann gezogen…?«

»Bitte, bitte, Mr. Sinclair. Zügeln Sie sich. Ich kann Ihre Aufregung verstehen, aber alles der Reihe nach, wenn möglich. Es sind nur Vermutungen, es ist nichts bewiesen, und wir sollten Schritt für Schritt vorgehen.«

»Natürlich, entschuldigen Sie.«

Bischof Morgan lächelte, bevor er weitersprach. »Es gibt diesen Ort in der Schweiz. Er liegt inmitten einer kargen Gebirgslandschaft, und auch die Sense paßt dazu. Wenn ich jetzt den Faden weiter spinne, dann hat nicht nur Josephiel dort gelebt, sondern auch seine Erben haben sich diesen Ort als Heimat ausgesucht. Sie sind dort gewesen, und sie haben von dort eben die Sense mitgebracht. Was daraus folgte, können Sie sich denken.«

»Klar«, sagte Suko. »Wir fahren hin und stellen sie.«

Abbé Bloch fragte: »Ist das so einfach?«

»Keine Ahnung.«

»Auch ich würde vorsichtig sein und behutsam vorgehen«, meinte der pensionierte Bischof. »Ich betone noch einmal, daß es die Aufzeichnungen des Bruders Worriner waren, und für eine Gültigkeit garantiert uns niemand. Das sollten Sie bedenken.«

»Da haben Sie recht, Sir«, sagte ich. »Aber bisher sind die Behauptungen des Pfarrers ja eingetroffen. Er und andere haben geforscht. Sie sind auf Josephiel gestoßen, was die Männer leider mit ihrem Leben haben bezahlen müssen. Da hat der Abtrünnige alle Spuren gelöscht. Er wollte eben nicht, daß man ihn und sein Versteck findet. Wenn ich mir Ihre Worte durch den Kopf gehen lasse, Sir, hat er es nicht geschafft, alle Spuren zu löschen.«

»Ja, da haben Sie recht.«

Ich trank wieder und wandte mich sehr direkt an den Bischof.

»Ich möchte von Ihnen persönlich hören, Sir, ob sich eine Reise zu dem Ort, dessen Namen wir noch nicht kennen, lohnt.«

Morgan überlegte nicht lange. »Meiner Ansicht nach schon. Sie könnten Glück haben.«

»Wir werden sogar Glück haben!« behauptete ich mit Bestimmtheit.

»Nur fehlt uns noch immer der Name«, sagte Suko. »Hat Malcolm Worriner ihn in seinem kleinen Bericht auch erwähnt?«

Bischof Morgan lächelte. »Das hat er tatsächlich getan. Es ist ein Dorf im Gebirge.«

»In der Schweiz?«

»Richtig, Inspektor. Im Tessin.«

Wir waren überrascht. »Was?« schnappte ich. »Das Tessin? Ascona, Locarno, Lugano, die Seen und…«

Morgan hob die Hand. »Bitte, Mr. Sinclair, vergessen Sie all diese Begriffe, die das Tessin geprägt haben. Das ist genau das, was der Tourist will, aber es gibt auch ein anderes Tessin. Ein sehr armes Stück Schweiz, das ärmste vielleicht. In den Hochtälern direkt hinter dem St. Gotthard leben Menschen, die von dem Rummel noch nie etwas mitbekommen haben. Sie leben dort einsam. Sie haben mit harten Wintern zu kämpfen und heißen Sommern. Sie ringen dem kargen Boden die Ernte ab. Sie leben für sich. Ein kleines Bergvolk, es

sind Ladiner, die man auch in einsamen Tälern Südtirols noch findet.«

»Da haben Sie wirklich recht«, stimmte ich ihm zu. »Für Josephiel wäre es ein idealer Ort gewesen. Wer hätte ihn dort schon vermutet?«

»Kaum jemand – bis auf Malcolm Worriner.«

»Ist er mal dort gewesen?«

»Nein, Mr. Sinclair. Zumindest konnte ich das seinen Berichten nicht entnehmen. Wie er herausgefunden hat, daß Josephiel sich dieses Dorf namens Trivino als Basis aussuchte, ist mir unbekannt. Ich kann auch für nichts garantieren, aber es ist eine Spur. Daß Sie die Sense gefunden haben, erhärtet den Hinweis noch.«

»Das meine ich auch«, sagte der Abbé.

»Ja, wir müssen hin«, murmelte Suko. »Und wir werden bestimmt auf uns allein gestellt sein, denn Josephiel wird seine Spuren hinterlassen haben. Ich kann mir vorstellen, daß er mächtig genug war, um die Bewohner dieses Bergdorfs unter seine Kontrolle zu bekommen.«

»Gehen Sie davon aus«, sagte der Bischof, »daß es abergläubische Menschen sind. Ich beneide Sie nicht um Ihre Aufgabe, und Sie werden auch auf mich verzichten müssen, aber ich mußte Ihnen diese Hinweise einfach geben. Er wurde bei mir sehr konkret, als ich die Sense bei Ihnen entdeckte. Da erst fiel mir der Bericht des Toten wieder ein.«

Ich lehnte mich zurück und hielt mein Bierglas dabei in der rechten Hand. Wie sich die Verhältnisse doch ändern konnten. Vor einer knappen Stunde noch hatten wir auf dem Friedhof gestanden und nicht gewußt, wie es weitergehen sollte, und plötzlich lagen neue Perspektiven vor uns. Auch wenn nicht hundertprozentig feststand, daß wir recht behalten würden, es war immerhin so etwas wie ein neuer Beginn.

»Wann werden Sie reisen?« erkundigte sich der Bischof.

»So früh wie möglich«, sagte ich.

Bischof Morgan nickte über den Tisch hinweg. »Dann wünsche ich Ihnen ein gutes Gelingen. Josephiel, den Abtrünnigen, haben Sie vernichten können, jetzt müssen Sie sich mit seinen Erben beschäftigen, und ich glaube nicht, daß es einfacher werden wird. Rechnen Sie damit, daß Sie die Bewohner eines ganzen Dorfes gegen sich haben. Es ist leicht vorstellbar, daß Josephiels Einfluß auch noch über seinen Tod hinaus existiert.«

»Wir werden schon die Augen offenhalten!« versprach ich.

»Und Sie, Abbé, sind mit dabei?«

»Das lasse ich mir nicht nehmen«, erklärte Bloch mit fester Stimme. »Ich hatte zwar gedacht, daß eine Spur direkt zu den Templern hinführt, das allerdings scheint mir nicht der Fall zu sein. Trotzdem bleibe ich bei meinen Freunden.«

»Ich werde für Sie beten.« Der pensionierte Bischof schüttelte den

Kopf. »Da habe ich mein ganzes Leben der Kirche gedient, aber ich habe mich erst später mit Dingen beschäftigt, die ich früher einfach zu lange habe schleifen lassen. Christliche Mystik, Engel, Dämonen, wie auch immer. Ein Randgebiet, das in der letzten Zeit immer stärker in den Vordergrund rückt. Man spürt es irgendwie. Ich habe den Eindruck, daß wir vor einem großen Umbruch stehen, bevor wir wieder zurück zu den alten Werten finden.« Er lächelte.

»Lassen Sie sich von den Worten eines alten Mannes nicht beeinflussen, gehen Sie Ihren Weg.«

Wir dachten uns unser Teil. Zumindest ich glaubte nicht daran, daß die Worte so schlecht waren. Dieser pensionierte Bischof dachte moderner als mancher, der sich dafür hielt.

***

Man hatte Naomi in einen anderen Raum gelegt, und es ging ihr auch besser. Zwei Nonnen hatten sich sehr intensiv um sie gekümmert, sie gewaschen, die Platzwunden behandelt und sie mit einer Kräuterpaste bestrichen, die einen scharfen Geruch abgab, aber für ihre Wunden das beste Mittel war. Wahrscheinlich hatte man ihr auch einen Schlaftrunk eingeflößt, denn sie konnte sich nicht daran erinnern, jemals so lange und auch so intensiv geschlafen zu haben.

Als sie dann erwachte, war sich Naomi vorgekommen, als hätten starke Angelhaken sie aus einem tiefen See an die Oberfläche hervorgeholt. Noch schwamm ihr Bewußtsein, noch kam sie sich vor wie auf Wolken liegend, und nur allmählich stieg die Realität in ihr hoch. Naomi schlug die Augen auf.

Ein langer, tiefer Atemzug folgte.

Er tat ihr gut, denn sie spürte, wie die kühle Luft in ihre Lungen strömte. Auf ihren Lippen erschien ein erstes scheues Lächeln, wobei sie sich fragte, weshalb sie lächelte.

Es gab nichts zu lachen, es gab keine Freude, denn sie befand sich noch bei ihnen.

Aber sie lag in einem fast schon normalen Bett und nicht mehr auf einer Pritsche. Die Unterlage war für sie beinahe himmlisch weich, und wenn sie die Augen verdrehte und nach links blickte, da entdeckte sie sogar einen schüchternen Sonnenstrahl, der durch ein hohes Bogenfenster fiel und sich über ihrem Bett in der Düsternis des Raumes verlor.

Sie sah eine Holztür, die sicherlich abgeschlossen war. Auch ein dunkler Stuhl stand neben ihrem Bett, und neben der Tür zeichneten sich die Umrisse eines Tisches ab, auf dem eine Waschschüssel ihren Platz gefunden hatten. Daneben lagen, sorgfältig gefaltet, zwei Lappen.

Naomi tastete sich ab. Sie hatte zuvor den leichten Druck an ihrem

Kopf gespürt, und sie wußte schon sehr bald, daß man ihr ein Pflaster auf den Hinterkopf gedrückt hatte. Sie erinnerte sich auch daran, wie sie quer durch den Raum geworfen und mit dem Kopf gegen die Wand geprallt war. Da hatte sie sich diese Verletzung zugezogen.

Tief atmete sie durch.

Die Decke über ihr sah aus wie ein düsterer Himmel. Trotzdem fühlte sich die junge Frau wohler als in ihrem Verlies, sie kam sich beinahe vor wie im Himmel.

Jäh aber erfuhr sie eine Änderung der pefühle, als sie sich daran erinnerte, was tatsächlich geschehen war.

Sie war Mutter.

Sie hatte zwei Kinder geboren.

Zwei gefährliche Bestien. Wesen zwischen Menschen und…?

Als Naomi daran dachte, fing sie an zu zittern. Sie erinnerte sich auch daran, wie sie durchgedreht war, und plötzlich hatte sie wieder das Gefühl, alles hinausschreien zu müssen. Wie ein Tier war sie gehalten worden, dem Wahnsinn nahe.

Möglicherweise durch den Schock, den sie erlitten hatte. Einen erneuten Schock, begleitet von Schmerzen, Blut und Tränen. Sie hatte ihre eigenen Zwillinge töten wollen, und es hätte ihr nicht einmal leid getan, wie sie sich eingestand.

Das waren keine Menschen, selbst äußerlich nicht. Man sah ihnen das Böse an, es war bei ihnen an die Oberfläche gedrungen, im Gegensatz zu ihrem Vater.

Naomis Gedanken rissen ab, als ihr Josephiel in den Sinn kam.

Sie erinnerte sich wieder daran, wie sie ihn kennengelernt hatte und wie glücklich sie gewesen war, auf einen derartigen Mann zu treffen. Sie, das Mädchen aus dem Dorf, das von einem Märchenprinzen nicht einmal zu träumen gewagt hatte.

Dann aber war er in ihr Leben getreten, als wäre er buchstäblich vom Himmel gefallen.

Und wie im Himmel war sie sich auch vorgekommen. Die heiße Liebesnacht am Ufer des Flusses würde sie niemals mehr vergessen – und auch nicht den Horror danach.

Er war immer in ihrer Nähe gewesen, auch wenn sie ihn nur selten zu Gesicht bekommen hatte, und nur allmählich war ihr klargeworden, auf was und mit wem sie sich eingelassen hatte.

Trotzdem waren ihre Kinder zur Welt gekommen. Gesehen hatte sie sie nicht, sie waren ihr sofort nach der Geburt weggenommen worden.

Und auch sie waren wie vom Erdboden verschwunden.

Ihre Tante und ihr Onkel, bei denen sie gelebt hatte, waren sicherlich traurig gewesen. Möglicherweise hatten sie auch heimlich nach ihr gesucht, sich aber nicht getraut, auch die Namenlosen Nonnen zu fragen, in deren Gefangenschaft Naomi geraten war.

Diese ungewöhnlichen Schwestern waren für die Menschen aus den einsamen Dörfern nicht nur tabu, sie fürchteten sich auch vor ihnen.

Kinder von einem Teufel!

Dieser Gedanke wollte ihr nicht aus dem Kopf. Sie hatte Kinder von einem Teufel empfangen. War es wirklich der Teufel gewesen, von dem auch oft in alten Geschichten berichtet wurden?

Naomi wollte daran nicht mehr glauben, denn sie hatte gehört, daß Josephiel nicht mehr lebte. Seine und ihre Kinder wollten ihn rächen und diejenigen vernichten, die auch ihn umgebracht hatten.

Die Saat der Rache war gelegt, sie würde aufgehen, und Naomi spürte den gewaltigen Haß gegen den Vater ihrer Kinder. Sie war sogar bereit, diese Person umzubringen!

Doch sie wußte ebenfalls, daß sie gegen einen derart Mächtigen nicht ankam. Er hatte ein Erbe hinterlassen, zwei Kinder, ihre Kinder, böse, kleine Monstren.

Naomi schüttelte sich, als sie daran dachte. Plötzlich konnte sie nicht mehr in ihrem Bett liegenbleiben. Sie empfand es als hart, als ein eisernes Pritschenlager. Mit einem Ruck schleuderte sie die dünne Decke zurück.

Sogar angezogen hatte man sie. Das weiße Hemd reichte bis zu ihren Knöcheln, und der Saum war mit roter Borde abgesteckt worden. Die gleiche Verziehrung fand sie an den Armen, und auch der Halsausschnitt zeigte dieses Accessoire.

Sie stand auf.

Kein Schwindel, keine Übelkeit. Es ging ihr so gut wie lange nicht mehr. Sie fühlte sich auch kräftig, als wäre sie während der langen Phase des Dahinschwebens mit Nahrung versorgt worden. Auf die dünnen Sandalen verzichtete Naomi. Mit nackten Füßen tappte sie auf die Waschschüssel zu, blieb direkt vor ihr stehen und senkte den Kopf ein wenig. Hier war es heller als in der Umgebung des Bettes, und sie konnte ihr Gesicht auf der Wasserfläche erkennen.

Naomi spitzte die Lippen und blies gegen das Wasser. Kringel und Wellen entstanden. Das Gesicht zerlief, als wäre es ein Zeichen für den Zustand der jungen Frau.

So wie die Umrisse ihres Gesichts zerrannen, so zerrann auch ihr eigenes Leben, über das sie nicht mehr selbst bestimmen konnte.

Obwohl es ihr im Vergleich zu sonst himmlisch ging, fühlte sie sich noch immer als Gefangene.

Und auch die Angst kehrte zurück.

Die Angst vor der Gewalt ihrer eigenen Kinder. Wenn es hart auf hart kam, würden sie selbst vor der Mutter nicht haltmachen und sie töten. Naomi war nur froh darüber, daß sie mit dem Tod ihres Geliebten nichts zu tun gehabt hatte, denn das hätten ihre eigenen Kinder mit einem brutalen Mord beantwortet.

Sie tauchte die Hände in das kühle Wasser. Reines, herrliches Quellwasser, das erst vor kurzem in die Schüssel gekippt worden war. Naomi bückte sich noch tiefer, schaufelte Wasser in ihre Hände und spritzte es sich dann in das noch erhitzte Gesicht. Dabei hatte sie den Eindruck, als würde es zischen, wenn die Tropfen ihre heiße Haut berührten.

Sie drehte sich wieder um. Mit dem Ärmelstoff trocknete sie ihr Gesicht ab. Dabei schaute sie auch gegen die Tür und dachte daran, daß es den Versuch wert war.

Die breite Klinke lockte sie an. Naomi drückte sie nach unten und war nicht einmal enttäuscht, daß sich die Tür nicht öffnen ließ.

Dieses verfluchte Kloster war für sie nach wie vor ein Gefängnis.

Wieder nahm sie auf dem Bett Platz. Kaum hatte sie es berührt, als ihre Schultern einsanken. Sie fühlte eine unendliche Traurigkeit in sich aufsteigen und kam sich wahnsinnig verlassen vor. Von allen verlassen, von den Menschen, von ihren Gedanken, von sich selbst. Nur mehr eine Hülle saß auf dem Bett und nicht mehr sie selbst. Wie vorhin die Wassertropfen, so rannen jetzt die Tränen an den Wangen entlang. Sie dokumentierten die Hoffnungslosigkeit, die von der jungen Frau Besitz ergriffen hatte. Trotz ihres Zustands hatte sie nicht vergessen, auf die Umgebung zu achten, und Naomi stellte eine Veränderung fest.

Jemand war an der Tür.

Dort drehte sich die Klinke nach unten.

Noch wurde die Tür nicht aufgestoßen. Diese Zeitspanne gab Naomi Gelegenheit darüber nachzudenken, wer sie wohl besuchen würde. Sie fürchtete sich davor, daß es die Zwillinge sein könnten.

Innerlich zitternd wartete sie ab.

Die schwere Tür glitt beinahe geräuschlos nach innen. Ein kühler Hauch wehte in den Raum, und mit ihm kam Gitta.

Naomis Magen zog sich zusammen, als sie die Anführerin der Namenlosen Nonnen sah. Wie alle anderen Frauen auch, so hatte sie an Gitta keine gute Erinnerung. Die Anführerin gehörte zu den gefährlichsten und auch unmenschlichsten Frauen in diesem Kloster. Sie war gnadenlos, und sie befolgte alle Befehle, die sie von irgendwoher bekam.

Sie trat die Tür mit dem Fuß wieder zu, bevor sie lächelnd auf das Bett zuschritt, wo Naomi saß, sich nicht rührte und ihre Hände in den Schoß gelegt hatte.

Vor ihr blieb die Frau stehen. Auch jetzt trug sie ihre dunkle Kutte, hatte aber die Kapuze nicht hochgestreift. Ihr Haar, es war schwarz, hatte sie nach hinten gekämmt. Durch die Lücken schimmerte das Weiß der Kopfhaut, und die hohe Stirn sah aus wie bleiches Fett.

Das Gesicht glich nicht dem einer Hexe, wie man sie oft auf

Zeichnungen sah. Diese Frau hatte eher Ähnlichkeit mit einem schwammigen Kloß. Ihr Gesicht war breit und die Augen von einer undefinierbaren Farbe.

Wer sie näher ansah, mußte sich einfach schütteln, und so erging es auch der Gefangenen. Nur hielt sie sich zurück und preßte ihre Lippen hart zusammen.

»Geht es dir gut, Naomi?«

Die Angesprochene hob die Schultern, was Gitta zu einem Lachen veranlaßte. »Natürlich geht es dir gut. Es muß dir einfach gutgehen. Etwas anderes kommt gar nicht in Frage. Wenn du daran denkst, daß wir dich gepflegt und gehegt haben, und wenn du weiterhin daran denkst, was alles hätte sein können, dann muß es dir einfach gutgehen, meine Kleine. Du bist die Mutter, der Vater ist tot, er wurde vernichtet, jetzt kommt es einzig und allein auf dich an.«

»Ich will aber nicht.«

»Ohhh… nicht so schnell. So redet keine Mutter.«

»Ich fühle mich auch nicht so!« zischte sie Gitta ins Gesicht. »Ich bin keine Mutter. Ich will auch keine sein. Ich… ich … hasse es, Mutter zu sein, und ich hasse meine Kinder, diese verfluchte Dämonenbrut.« Sie öffnete weit den Mund. »Ja, es ist ein Fluch. Sie … sie haben keinen normalen Vater. Der Teufel hat mich geschwängert, der Teufel!« Sie brach ab, weil die weiteren Worte in einem Weinkrampf erstickten.

Gitta war einen Schritt nach hinten gegangen. Sie amüsierte sich.

Sie lächelte und sagte schließlich: »Es ist nicht der Teufel gewesen, meine Teure.«

»Dann ein Dämon.«

»Auch nicht.«

»Wer dann?«

»Ein Engel!«

Naomi glaubte, sich verhört zu haben. Sie mußte einige Male schlucken, bevor sie eine neue Frage stellen konnte. »Was hast du gesagt? Er ist ein Engel?«

»Ja.«

»Das glaube ich nicht!« schrie sie. »Engel sehen anders aus. Engel haben Flügel und…«

Gitta lachte kalt und höhnisch. »Flügel? Glaubst du wirklich, daß Engel Flügel haben? Glaubst du das tatsächlich?«

»Ja, ich…«

Gitta beugte sich vor. In ihren Augen lag plötzlich ein matter Glanz. »Kennst du sie denn, meine Teure? Hast du sie schon einmal gesehen, erlebt, gefühlt?«

»Nein, ich…«

»Doch, du hast es. Du hast mit Josephiel eine wilde Liebesnacht durchlebt. Ihr seid miteinander verschmolzen. Du hast einen Engel

geliebt, meine Teure, einen Engel!« Gitta wollte sie anfassen, aber Naomi war schneller und wich zurück. Blitzschnell hatte sie die Beine angezogen und sich zur Seite gedreht. Mit der Schulter drückte sie sich gegen die kalte Wand und zeigte Gitta das Profil.

»Du glaubst mir noch immer nicht?«

»Engel.« Naomi holte tief Luft. »Engel haben keine Hörner. Engel haben Flügel.«

»Nur wenn es sich die Menschen einbilden.«

»Gut, gut.« Sie nickte heftig. »Das sehe ich ein. Aber Hörner auf dem Kopf eines Engels, das paßt nicht. Nein, das paßt nicht. So etwas kann nicht hinkommen, das ist der reine Wahnsinn. Ich habe mich in einen Dämon verliebt!«

Gitta lächelte plötzlich. Dann sprach sie mit ruhiger Stimme weiter. »In einen Dämon, meinst du?« Sie hob die Schultern. »Gut, ich gebe dir recht. Einigen wir uns darauf, daß dein Geliebter ein abtrünniger Engel gewesen ist. Einer, der es in seiner Welt nicht mehr aushielt. Dem es genug war, der genau wissen wollte, wie es woanders aussah und sich deshalb auf den Weg in die Hölle gemacht hat, um es dir bildlich zu beschreiben. Er wollte das eine und auch das andere haben, nun ja, auch er hat sich überschätzt und ist zwischen den Fronten zerrieben worden. Aber mit dir ging er noch eine Verbindung ein und hat ein Erbe hinterlassen. Zwei Kinder«, erklärte sie lächelnd, »zwei Jungen, ein Zwillingspaar. Du hast ihm nicht einmal Namen gegeben, aber es macht nichts, denn sie passen zu uns, den Namenlosen, denn auch wir sind aus unseren Orden verstoßen worden, weil wir uns nicht an die Regeln halten wollten. Wir haben dem Engel eine Heimat gewährt, und wir werden auch seinen Söhnen eine Heimat bieten. Das sind wir ihm einfach schuldig.«

Naomi hatte zugehört, und sie mußte sich selbst eingestehen, daß sie Gitta jedes Wort glaubte. Inzwischen kannte sie die Anführerin der Namenlosen gut genug, um ihr alles zuzutrauen. Diese Person war in der Lage, ihre kleine Welt zu beherrschen und auf den Kopf zu stellen. Von den Menschen wurden die Nonnen gemieden, man kümmerte sich nicht um sie, man ging einen Bogen um das einsame Bergkloster, und hinter derartigen Mauern konnte eben die Brut gedeihen.

»Du sagst nichts?«

Naomi hob die Schultern. Sie wäre am liebsten in die Wand gekrochen oder hätte versucht, sich auf Gitta zu stürzen, um ihr die Augen auszukratzen, aber sie wußte auch, daß es keinen Sinn hatte.

Die Nonnen waren stärker.

»Du solltest dankbar sein!«

Jetzt mußte Naomi sprechen. »Warum?«

»Wir haben dich befreit.«

»Wovon?«

»Vom Wahnsinn«, erklärte Gitta lächelnd. »Der Wahnsinn hielt dich umfangen. Du bist über den Anblick deiner Kinder nicht hinweggekommen. Du hast sie hinter diesen Mauern zur Welt gebracht, aber du warst völlig daneben. Das ist vorbei. Du hast dich ausgetobt, es wurde für dich zu einem heilsamen Schock, und nun wird es weitergehen.«

»Wie denn?«

Gitta amüsierte sich. »Warum fragst du das? Du bist hier, um die Pflichten einer Mutter zu übernehmen.«

Die Worte waren klar ausgesprochen worden, aber Naomi wollte sie nicht begreifen. Sie konnte es sich auch nicht vorstellen. Es wollte einfach nicht in ihren Kopf. »Bitte… was soll ich? Ich soll so tun, als wären es meine Kinder?«

»Das sind sie doch auch.«

Die Lippen der jungen Frau verzogen sich. »Das mag für dich zwar stimmen, aber nicht für mich. Nein, verflucht, das ist nicht wahr. Ich akzeptiere das nicht. Ich will es nicht akzeptieren. Ich werde es nicht tun, ich werde mich nicht um sie kümmern. Es sind nicht meine Kinder. Ich habe sie nicht akzeptiert.«

»Tatsächlich nicht?«

»Neiiinnn!« brüllte Naomi der Frau ins Gesicht. »Nein, verdammt! Begreife das endlich!«

Gitta blieb ruhig. »Wir werden sehen«, sagte sie.

»Was werden wir sehen?« Naomi kroch auf dem Bett vor. »Was hast du damit gemeint?«

Gitta lächelte nur. »Ich bin gespannt, was du gleich sagen wirst, denn da haben zwei Jungen Sehnsucht nach dir.« Sie lachte leise, als sie sich umdrehte und mit federnden Schritten auf die Tür zuging.

Naomi schluckte. Sie hatte eine Hand um ihren Hals gelegt, als wollte sie sich selbst erwürgen. Die andere hatte sie in das Laken verkrallt. Sie konnte sich sehr gut vorstellen, was gleich passieren würde, aber Gitta ließ sich Zeit. Sie legte erst eine Hand auf die Klinke, schaute noch einmal zum Bett zurück, dann öffnete sie.

Wieder schwang die Tür auf.

Das durch die beiden Fenster an verschiedenen Seiten fallende Licht geriet auch in die Nähe der Tür, so daß diejenigen sehr bald zu sehen waren, die den Raum betraten.

Naomi stockte der Atem.

Es waren ihre Kinder.

Aber wie hatten sie sich verändert!

***

Suko erging es ähnlich wie mir. Auch er konnte sich nicht daran erinnern, von derartig vielen mißtrauischen Blicken beobachtet und

kontrolliert worden zu sein wie wir, als wir in den kleinen Ort Trivino einfuhren. Wir hatten uns am Flughafen von Zürich einen Opel Frontera geliehen und waren mit diesem Fahrzeug voll zufrieden.

Ein Dorf am Ende der Welt. Ein Ort hoch in den Berge, bewacht vom ewigen Eis der Gletscher, die zum Gotthard-Massiv gehörten.

Kahle Felsen, die manchmal wie düstere Wegweiser aus der dichten Vegetation hervorragten und oft genug dafür sorgten, daß die schmalen Straßen noch enger gemacht wurden.

Kurven, Steigungen, all das lag hinter uns. Es gab eine Straße, die recht gut ausgebaut worden war. Um unser Ziel zu erreichen, mußten wir jedoch von der breiteren Straße ab. Die Nebenstraße war unbefestigt; kein Problem für den Frontera, obwohl wir ordentlich durchgeschüttelt wurden.

Suko fuhr. Ich war ein guter Co-Pilot, und so erreichten wir den kleinen Ort, in dem die Menschen auf mich einen irgendwie toten Eindruck machten. Wer uns sah, unterbrach seine Tätigkeit, was immer es auch sein mochte, und starrte uns eben aus diesen leeren Augen an.

»Als hätten wir die Pest«, murmelte der Abbé vom Rücksitz her.

»Diese Zeiten sind doch wohl vorbei.«

»Bist du dir da sicher?«

»Bitte, John…«

»Ich weiß es nicht. Dieser Ort scheint mir nicht in diese Welt zu passen.«

Die Häuser lagen verstreut. Die nur wenig geneigten Dächer waren mit schweren Steinen bedeckt. Kleine Fenster nur, enge und niedrige Türen.

Der Weg führte mitten durch den Ort. Rechts von uns wuchsen die Häuser am Berg hoch, an der linken Seite klammerten sie sich an den steinigen Hang. Aber wir sahen auch kleine Almen, die zwischen den Bäumen wirkten wie grün bedeckte Plätze.

Die Bäume standen manchmal sehr dicht. Sie bildeten einen Wall gegen die kalten Winde aus dem Norden, und im Winter würden sie sich auch sicherlich gegen den Schnee anstemmen. Von dem Tessin der Touristen und der Schönen und Reichen war hier oben nichts zu spüren. Hier erlebten wir die Bergwelt im Mittelalter.

Es gab keine großen Plätze, dafür war einfach nicht der Platz vorhanden, und manche Häuser sowie Schuppen waren durch Stege oder Leitern miteinander verbunden, denn quer durch den Ort flossen mehrere Bäche, deren Wasser kristallklar war.

Hier oben war die Welt wirklich zu Ende. Suko mußte sein ganzes fahrerisches Können aufwenden, um den Frontera unbeschadet dorthin zu bekommen, wo wir parken wollten.

Wir hatten uns dazu einen Ort ausgesucht, der so etwas wie ein

Mittelpunkt war. Wie gesagt, es war kein freier Platz, aber ein grauer, viereckiger Brunnen, mehr eine Tränke.

An der Schmalseite der Tränke fanden wir einen Platz für den Wagen. Hinter uns lag ein besonderes Haus deshalb, weil es zur Hälfte aus Holz und zur anderen Hälfte aus Stein gebaut worden war und wir auch die Wörter Hotel und Ristorante gelesen hatten.

Wir stiegen aus. Ich hatte die Karte zusammengefaltet und als erster den Wagen verlassen. Suko folgte, den Schluß bildete der Abbé. Zu dritt freuten wir uns über die herrliche Luft. Sie war mit der in den Großstädten überhaupt nicht zu vergleichen.

Ein gefleckter Hund sprang auf uns zu. Er kläffte, während er uns umkreiste und blieb bei uns, als wir auf die Tür des Hotels zugingen. Aus sicherer Distanz beobachteten uns einige Bewohner.

Menschen, die von der Natur geprägt waren. Wind und Wetter hatten Spuren in den Gesichtern der zumeist alten Menschen hinterlassen.

Vor dem Haus stand eine verwaschen aussehende Holzbank.

Daneben lehnte eine Axt. Mit ihr wurde das Holz für den Winter geschlagen, das sich unter einem vorgezogenen Dach stapelte.

Ich öffnete die Tür und mußte mich beim Eintreten ducken. Viel höher war die Decke des dämmrigen Raumes auch nicht, in dem Tische und Stühle standen, es eine Theke gab und alles so aussah, als würde es von den Deckenbalken erdrückt werden.

An einem Tisch saßen drei Menschen und aßen Suppe. Ein Mann, eine Frau und ein kleines Mädchen, dessen Haare zu langen Zöpfen geflochten waren.

Wir grüßten freundlich, lächelten, und der Mann legte seinen Löffel zur Seite, bevor er sich an das Mädchen wandte und es wegschickte. »Bleib in deinem Zimmer, Carla.«

»Si, Vater.«

Die Kleine ging auf eine schmale Tür an der Seite zu, ohne uns allerdings aus den Augen zu lassen.

Auch die Frau stand auf. Sie war nicht einmal so alt, aber sie wirkte verhärmt. Es mochte auch an dem Kittel liegen, den sie trug.

Schweigend verschwand auch sie, als hätten wir die Pest am Leib.

Zurück blieb der Mann. Er hockte auf seinem Stuhl und hatte eine Hand auf den rechten Oberschenkel gelegt. In dieser Haltung blickte er uns entgegen.

Die Stille wirkte bedrückend. Unterbrochen wurde sie nur vom Ticken einer Uhr. Selbst die Stimmen der beiden weiblichen Personen waren nicht zu Kören.

Der Zurückgebliebene trug eine graue Hose und ein kariertes kurzärmeliges Hemd. Sein lockiges Haar war grau. Das Gesicht wirkte wegen der kleinen Nase flach. Dafür hatte ihn die Natur mit enganliegenden großen Ohren gesegnet.

Er war stumm. Nur seine Augen lebten. Sie schauten uns an, sie wanderten und schätzten uns ab. Ich wollte etwas sagen, auch der Abbé hatte bereits den Mund geöffnet, aber der Mann kam uns zuvor. »Sie werden sich verfahren haben, denke ich. Hier oben können Sie nicht bleiben. Es gibt kein Hotel.« Er deutete auf die Theke. »Wenn Sie etwas trinken wollen, dann bitte.«

»Wir lasen aber das Wort Hotel«, sagte ich.

»Das ist vorbei.«

»Dürfen wir uns setzen?«

»Natürlich.«

Der Mann wunderte sich, als wir an seinem Tisch unsere Plätze einnahmen. Die Suppe roch gut. Es war eine Minestrone, und sicherlich aus frischem Gemüse hergestellt.

»Sie können auch etwas essen, wenn Sie wollen.«

Wir wollten. Der Mann brachte Teller und Löffel, schenkte die Suppe ein und blieb am Tisch sitzen. Er schaute uns beim Essen zu.

Die Suppe schmeckte ausgezeichnet, und das sagten wir dem Mann auch.

Ein stolzes Leuchten huschte über sein Gesicht. »Ich werde es meiner Frau sagen.«

»Sie ist eine hervorragende Köchin«, erklärte der Abbé.

Auf ihm blieb der Blick des Gastwirts länger haften. Da Bloch eine nach einem Priester anmutende Kleidung trug, lag die Frage auf der Hand, und der Mann erkundigte sich auch nach dem Beruf.

»Si, ich bin so etwas wie ein Priester – in Frankreich.« Auch der Abbé sprach italienisch, so gab es keine Verständigungsprobleme.

»So etwas wie ein Priester?«

»Nun, Messen lese ich keine.«

Der Wirt nickte. Seine Stirn war in Falten gelegt. »Priester können auch andere Aufgaben haben, nicht wahr?«

»Da gebe ich Ihnen recht.« Bloch lächelte freundlich. »An was dachten Sie denn da?«

»An nichts Bestimmtes.«

»Oh, jetzt lügen Sie.«

»Wieso?«

»Ich sehe es an Ihren Augen. Ja, Sie lügen. Sie sind nicht ehrlich zu mir. Ich erkenne in Ihnen einen Menschen, der sich mit schwerwiegenden Problemen herumquält. Wenn Sie das jetzt abstreiten, dann lügen Sie wieder.«

Der Mann überlegte und strich mit der Handfläche an seiner linken Wange entlang. »Sie sind sehr direkt.«

»Ist das ein Fehler?«

»Nein, für mich nicht.«

»Dann sind wir uns auf diesem Gebiet einig.«

Der dunkelhaarige Mann räusperte sich. »Worin sollten wir uns denn noch einig werden?« Die Frage bewies uns, daß sein Mißtrauen allmählich schwand.
Der Abbé reichte dem Wirt die Hand über den Tisch hinweg und stellte sich vor.
Zögernd schlug der Mann ein. »Ich heiße Silvio Frappi.«
Auch Suko und ich nannten unsere Namen. An Frappis Reaktion erkannten wir, daß sie ihm etwas fremd vorkamen, er reagierte aber nicht darauf und schaute zu, wie wir die Teller leerten. Er erkundigte sich, ob wir etwas trinken Rollten, und als wir zustimmten, holte er einen Apfelschnaps und auch Apfelsaft.
Zuerst tranken wir den Schnaps, der für die Verdauung gut war.
Danach gönnten wir uns den Saft.
Frappi stellte eine Frage. Er schaute uns dabei nicht an, als würde er sich schämen. »Warum sind Sie gekommen?«
»Denken Sie nach«, sagte der Abbé.
»Ich weiß es nicht.«
»Jetzt sagen Sie die Unwahrheit.«
Frappi hob den Blick. »In diesem Ort ist es nicht gut, wenn man als Priester herkommt.«
»Und warum nicht?«
Er hob die Schultern. »Ich kann es nicht genau sagen.«
»Sie wollen es nicht.«
»Vielleicht auch das.« An seinem Handgelenkt sahen wir eine breite Uhr. Er schaute auf das Zifferblatt und hob die Schultern.
»Sie werden mich entschuldigen, aber die Pause ist vorbei. Ich muß wieder an die Arbeit. Steigen Sie in Ihr Auto und fahren Sie wieder weg. Hier ist es nicht gut für Fremde. Das Tal mit seinen großen Seen haben Sie schnell erreicht, dort ist es viel besser.«
»Das mag sein«, sagte ich, »aber wir sind auf der Suche nach etwas.«
»Hier oben?«
»Ja.«
»Hier gibt es nichts.«
»Doch«, widersprach ich. »Wir suchen nach Spuren einer Person, die nicht mehr existiert, die tot ist, vernichtet, um es genau zu sagen. Und wir hoffen, die Spuren hier zu finden.«
»Eines Toten?«
»Sie haben gut zugehört.«
»Wer soll das denn sein?«
Diesmal antwortete der Abbé. Er konnte seiner Stimme einen so wunderbar sanften Klang geben. »Wie gesagt, diese Person lebt nicht mehr. Als sie noch lebte, hörte sie auf den Namen Josephiel und trug auf dem Kopf ein Gehörn.«
Der Abbé hatte die Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als Frappi

reagierte. Er schoß von seinem Holzstuhl so hart in die Höhe, daß dieser beinahe umgekippt wäre. Zweimal öffnete er den Mund, um zu reden. Er suchte nach Worten. In seinen Gesichtszügen entdeckten wir eine Mischung aus Wut und Furcht.

»Gehen Sie endlich!« keuchte er, »gehen Sie weg!« Er wies auf die Tür. »Sie brauchen hier nichts zu bezahlen, aber verlassen Sie mein Haus, auch Sie, wenn Sie ein Priester sind.«

Bloch fühlte sich angesprochen. »Was ist los?« fragte er ruhig.

»Weshalb dieser plötzliche Sinneswandel?«

»Ich will, daß Sie gehen!«

»Wegen Josephiel?«

»Verlassen Sie mein Haus!« Silvio Frappi ließ nicht mit sich reden, und wir mußten der Aufforderung Folge leisten.

Suko und ich machten den Anfang. Der Abbé ließ sich etwas Zeit und sprach Frappi noch einmal an. »Ich wünsche mir von ganzem Herzen, daß Sie Ihren Entschluß nicht bereuen.«

»Keine Sorge, ich habe genau das Richtige getan.«

»Wie Sie meinen.«

Wir warteten vor dem Haus auf den Abbé. »Mit dem Mann ist nicht zu reden, tut mir leid.« Er hob die Schultern und sah leicht deprimiert aus. »Frappi hat Angst.«

»Vor wem?« fragte Suko. »Wir haben ihm erklärt, daß es diesen Josephiel nicht mehr gibt.«

»Hat er uns auch geglaubt?«

»Warum sollte er das nicht getan haben?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Bloch. »Unter Umständen kann er sich nicht vorstellen, daß ein Mensch einem Wesen wie eben diesem Josephiel überlegen ist. Wenn das zutrifft, muß er mit ihm schlimme Erfahrungen gesammelt haben.«

»Ja und nicht nur er«, stimmte ich dem Abbé zu. »Möglicherweise alle hier in Trivino. Oder habt ihr den Eindruck, daß die Menschen wie normale Dorfbewohner reagieren.«

»Dazu kennen wir sie zu wenig«, sagte Suko.

Ich ließ das Argument nicht gelten. »Nein, nein, die hier haben schon seltsam ausgesehen. Man hat uns ängstlich beobachtet, man war schon feindlich, man hat gehofft, daß wir ihnen nichts tun.« Ich schaute auf das ehemalige Hotel. »Wie dem auch sei, wir werden versuchen, Spuren dieses Josephiel aufzunehmen.«

»Indirekt«, sagte Suko. »Vergiß nicht, daß er nicht mehr lebt, aber sein Erbe noch existiert.«

»Danach hätte ich Frappi gern gefragt«, sagte der Abbé. »Leider bin ich dazu nicht mehr gekommen.«

Ich winkte ab. »Keine Sorge, wir werden dazu noch Gelegenheit bekommen.«

»Und wohin jetzt?« fragte Suko.
»Zunächst einmal aus dem Blickfeld des Signore Frappi. Ich kann mir denken, daß es sich wie ein Lauffeuer herumsprechen wird, daß Fremde nach Trivino gekommen sind. Möglicherweise sollten wir auf einem nicht so offiziellen Weg zurückkehren.«.
»Dann müssen wir den Wagen verstecken.«
»Suko, du sprichst mir aus der Seele.«.
Ich brauchte mich nicht um die Fahrerei zu kümmern und konnte einen Blick auf das Hotel werfen, als wir starteten. Hinter einem Fenster entdeckte ich Silvio Frappi. Er schien Angst zu haben.
Wir fuhren nicht wieder zurück, sondern den schmalen Weg weiter, der noch höher in die Berge führte. Wahrscheinlich würde er irgendwo oberhalb der Baumgrenze enden. So weit wollten wir allerdings nicht. Sobald die letzten Häuser hinter uns lagen, mußten wir einen Platz finden, wo der Wagen stehenbleiben konnte.
Schon wenig später war kein Haus mehr zu sehen. Zudem nahmen uns die Bäume die Sicht, und sie würden sie den anderen Menschen ebenfalls nehmen.
»Hier könnten wir mal schauen«, sagte Suko. Vor einer Kurve verringerte er das Tempo noch mehr.
Das war gut so, denn plötzlich huschte von der rechten Seite her eine Gestalt heran und blieb mitten auf dem schmalen Weg stehen.
Es war ein Kind, ein Mädchen, das wir kannten – die Tochter Silvio Frappis. Die Kleine breitete die Arme aus, auch ohne diese Geste hätten wir gestoppt.
»Verflixt«, flüsterte Suko, »das ist doch…«
»Und ob sie das ist.« Ich hatte bereits die Tür aufgestoßen und war aus dem Wagen gestiegen.
Die Arme sanken nach unten. Plötzlich atmete sie heftig. Sie zitterte auch dabei. Ich schätzte sie auf ungefähr zwölf Jahre. Sie trug eine blaue Jeanshose und einen dünnen Pullover. Die langen Zöpfe und der übrige Haarschnitt ließen ihr Gesicht etwas viereckig erscheinen und machten die Stirn größer. Darunter wuchs eine schmale Nase. Dieses Kind hatte viel Ähnlichkeit mit ihrem Vater.
»Jetzt hast du uns angehalten, Carla.« Ich hatte den Namen behalten. »Warum?«
Sie schaute sich scheu um. »Ich müßte mich verstecken.«
»Steig ein.«
Sie nickte und kletterte neben den Abbé. Suko erkundigte sich, ob sie ein Versteck für den Wagen kannte, was sie bejahte. Wir brauchten nicht weit zu fahren, denn jenseits der Kurve führte eine schmale Schneise ein kleines Stück in den Abhang hinein. Der Frontera fand in der Lücke seinen Platz.
Als der Motor verstummt war, kurbelte ich die Scheibe nach unten

und drehte mich auf meinem Sitz. Der Abbé sprach bereits mit dem aufgeregten Mädchen. Seine ruhige Stimme nahm ihm die Angst. Noch hatte uns Carla nicht erzählt, weshalb sie uns angehalten hatte, dann aber platzte sie damit heraus. »Ich habe alles gehört. Ich habe zugehört. Ich weiß, weshalb Sie gekommen sind, und es ist gut.«

»Warum ist es gut?«

»Das Böse ist hier.« Carla schaute den Abbé aus ihren großen, dunklen Augen an.

»Und wie kommst du darauf?«

»Die Leute sprechen davon.«

»Welche denn?«

»Alle.«

Der Abbé nickte. »Haben sie es denn gesehen? Können sie sagen, wie das Böse aussieht?«

Das Mädchen hob seine Schultern. »Das weiß ich nicht genau, Signore, wirklich nicht, aber ich kenne jemand, der Bescheid weiß. Es ist Luigi, er hat es gesehen.«

»Tatsächlich?«

Als Carla in die staunenden Augen des Abbé schaute, mußte sie einfach sprechen. »Ja, er hat es gesehen. Er hat seine Sense verloren und seinen Hund. Man hat Tomi den Kopf einfach abgeschnitten oder abgerissen. Es war schlimm für Luigi.«

»Weißt du auch, wer das getan hat?«

Sie nickte heftig. »Luigi hat es erzählt. Es sind… es sind …«, zunächst mußte sie Luft holen, und sie bewegte sich auch sehr unruhig. »Es sind zwei kleine Kinder gewesen, die die Kraft von Riesen hatten. Das hatte Luigi gesagt. Er ist geflohen, denn er hatte schreckliche Angst bekommen.«

Volltreffer! Ich holte scharf Luft. Da hatte uns das Schicksal wirklich einen gütigen Wink gegeben, denn mit einer derartigen Aussage hatte ich nicht gerechnet. Ich fragte: »Sind die beiden Kinder noch hier?«

»Ich glaube schon.«

»Wo denn?«

»Genau weiß ich das nicht. Da gibt es das Kloster der Namenlosen Nonnen. Ich glaube, sie sind dort.«

»Warum glaubst du das?«

»Die Leute sagen es.«

»Kinder haben einen Vater«, sprach ich weiter, »und auch eine Mutter. Kennst du die Eltern?«

Carla überlegte. »Eigentlich nicht so richtig.«

»Aber halb richtig.«

»Vielleicht.« Sie lachte. »Es kann sein. Den Vater kenne ich nicht, aber die Mutter ist hier aus dem Ort. Sie heißt Naomi, ist bei ihrer Tante Serafina und bei ihrem Onkel aufgewachsen. Sie war eine

Waise. Sie hat keinen Mann gehabt, aber sie hatte einen dicken Bauch. Die Leute haben sich wegen ihr geschämt, und sie ist eines Tages verschwunden.«

»Wohin?«

»Keine Ahnung.«

»Das ist seltsam.«

»Stimmt, Signore.«

»Weißt du denn noch mehr?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nur daß die Menschen hier Angst haben. Es ist nicht mehr so wie früher. Die Kinder gehen kaum noch auf die Straße, um zu spielen. Sie haben alle Angst vor den beiden mit den Riesenkräften, das ist einfach schrecklich.«

Wir glaubten ihr, und wir hatten so einiges gehört. Wichtig war jetzt die Mutter. Noch einmal hakten wir nach und erkündigten uns, wo sie wohl sein könnte.

Wieder erinnerte Carla an das Kloster.

»Weißt du denn, wie wir dorthin kommen?«

»Aber ich fahre nicht mit.«

»Das brauchst du auch nicht.«

Sie erklärte es uns. Es war einfach. Wir mußte auf diesem Weg bleiben und dort abbiegen, wo ein großer kantiger Stein aus dem Boden wuchs, der auf einen Felsenweg hinwies. »Mit dem Auto kann man dort nicht herfahren. Sie müssen zu Fuß gehen.«

»Das macht uns nichts.«

»Was weißt du denn von dem Vater?« fragte der Abbé.

Carla hob die Schultern. »Dazu kann ich nichts sagen. Ich… ich kenne ihn gar nicht, aber die Erwachsenen haben mal seinen Namen genannt. Woher sie ihn wissen, kann ich nicht sagen.«

Der Abbé lächelte Carla zu. »Du hast uns sehr viel geholfen, dafür sind wir dir dankbar.«

»Dann kann ich jetzt gehen?«

»Sicher.«

»Aber bitte nichts meinem Vater sagen. Er hat auch Angst – wie all die anderen.«

»Du nicht? Was ist der Grund?«

Carla hatte schon die Tür öffnen wollen, überlegte es sich aber.

»Tomi ist mein Freund gewesen.«

»Der Hund?«

»Ja.«

»Dann ist alles klar.«

Ich ließ sie noch nicht aussteigen und rückte mit einem anderen Vorschlag heraus. Da Carla unsere Sprache wohl nicht verstand, konnte ich frei reden. Ich war nicht dafür, daß wir zu dritt zum Kloster hinfuhren. Einer konnte durchaus im Dorf bleiben, in Carlas

Nähe, die sich ja auskannte.
»Wer fährt hoch zum Kloster?« fragte ich.
Der Abbé hob die Hand.
Suko meldete sich freiwillig. »Okay, dann bleibe ich zurück und halte in Trivino die Stellung.«
»Nein!« widersprach ich, »das mache ich. Ich komme sprachlich besser mit Carla zurecht.«
»Auch gut.«
Mit wenigen Worten erklärte ich dem Mädchen mein Vorhaben.
Carla hatte nichts dagegen, wenn ich an ihrer Seite blieb. Sie freute sich sogar über die Abwechslung.
Also stieg ich aus und ging mit ihr zurück. Sie hatte mir einige Namen genannt, über die ich noch mit ihr reden wollte. Aber nicht nur das. Es würde auch interessant sein, mit den Leuten zu sprechen…

***

Wie hatten sich die beiden Kinder verändert!
Naomi erschrak, als sie die Zwillinge sah. Waren das noch ihre Kinder? Waren das die beiden, bei deren Anblick sie beinahe dem Wahnsinn verfallen war?
Sie konnte es nicht glauben, denn diese Jungen waren innerhalb kürzester Zeit so unwahrscheinlich groß geworden, daß es dafür keine Erklärung gab. Das mußte im wahrsten Sinne des Wortes mit dem Teufel zugegangen sein. Naomi hockte auf ihrem Bett und war zu einem zittrigen Bündel geworden. Trotzdem hatte sie noch immer die Nerven, sich vorzustellen, daß ihr die Jungen schon bis über die Hüfte reichten. Sie würden auch weiterhin wachsen und vielleicht in kürzester Zeit, in wenigen Tagen oder auch nur Stunden, erwachsen sein. Möglicherweise auch mit Gehörn auf dem Kopf.
Sie kamen näher, und Gittas Stimme begleitete sie. »Da, da ist eure Mutter. Schaut sie euch an, wie sie euch anstarrt, als könnte sie nicht glauben, daß ihr ihre Kinder seid. Aber ihr seid es, ich weiß es ganz genau.«
Sie lächelten.
Es war ein böses, ein gieriges Lächeln. Ihr Haar war hell und lockig, es wuchs jetzt länger in den Nacken, und beide hatten die gleiche feine Haut. Sobald sich ihre Münder jedoch zu einem Lächeln verzerrten, wirkten die Gesichter wie dämonische Fratzen, hinter denen sich die Normalität versteckte.
Auch Naomi konnte sie nicht beschreiben. Hätten sie ausgesehen wie Monstren, wäre ihr alles leichter gefallen, so aber fiel ihr zu den eiskalten Typen nichts ein, die jetzt vor ihrem Bett standen und sie anschauten.
Gitta kicherte. »Wolltet ihr sie nicht etwas fragen? Wolltet ihr das

nicht?«

Sie nickten.

»Dann los!«

»Du wolltest uns töten!«

Es war keine Frage gewesen, sondern eine Feststellung, und Naomi zuckte zusammen. Sie wußte, daß sie auf diese Frage keine Antwort geben konnte. Was immer sie auch alles sagen würde, es war sowieso nicht richtig.

»Stimmt es?« fragte der andere Zwilling.

»B… bitte … ich … ich …«

»Sie bittet«, sagte der rechte und lachte.

»Ja, sie bittet, weil sie Angst hat.«

Zwei gnadenlose Augenpaare schauten die Frau an. Vergeblich versuchte sie dort, ein Gefühl zu finden, eine Gemeinsamkeit, die es zwischen Mutter und Kind geben mußte.

Gleichzeitig sagte sie sich, daß auch sie nichts für ihre Kinder empfand. Sie waren ihr nicht nur fremd, sie waren ihr auch verhaßt, und sie schaute jetzt zu, wie tief in den Pupillenschächten das dämonische Leuchten hervorstieg, um sich anschließend in den Augen auszubreiten, als wollten ihr die beiden ein besonderes Signal geben.

Gitta war zurückgetreten. Sie freute sich über die Behandlung der Frau. Und sie hetzte weiter. »Denkt immer daran, daß euch eure Mutter vernichten wollte. Mit einer Lanze wollte sie euch durchbohren oder mit einem Schwert. Jedenfalls hat sie euch gehaßt.«

»Sei doch ruhig!«

»Oh, sie hat Angst, daß die Wahrheit gesagt wird. Keine Sorge, deine Kinder wissen alles, und sie wissen auch, was sie zu tun haben.«

Es war wie ein Stichwort.

Plötzlich setzten sich beide in Bewegung. Das heißt, sie brauchten nur die Arme auszustrecken und die Oberkörper etwas vorzubeugen, schon konnten sie Naomi anfassen, die sich zwar mit dem Rücken gegen die Wand gedrückt hatte, was ihr aber nichts half, denn die beiden Jungen waren schneller und kräftiger.

An ihren Ellbogen spürte sie die Griffe. Im nächsten Augenblick bewiesen ihr die Zwillinge, mit welchen Kräften sie ausgestattet waren. Als wäre nichts dabei, hoben sie den Körper der Frau an, der für sie so leicht war wie für einen Menschen eine Feder.

Während aus Naomis Mund ein erschreckter Laut drang, fing Gitta an zu lachen, und sie gab gleichzeitig ihren häßlichen Kommentar. »Sie werden dich zerreißen. Sie werden dich in der Luft in Stücke reißen, so wie sie es gewohnt sind. Sie werden keine Rücksicht kennen, denn du hast sie töten wollen, du allein!«

Naomi schwieg. Sie hatte sich verkrampft. Jede Funktion ihrer Organe schien stillzustehen. Die Zeit kam ihr vor, als würde sie vor ihr

weglaufen.
Ihre Söhne hatten sie angehoben und die Arme dabei gestreckt.
Zwischen ihnen schwebten sie über den Köpfen der Zwillinge.
Es war für Naomi eine unwürdige Haltung auch deshalb, weil Gitta zuschaute und sich freute. Die Anführerin der Namenlosen Nonnen gab zwar keinen Kommentar ab, nur war ihr anzusehen, daß sie sich den Tod der jungen Frau wünschte. Sie hatte ihre Pflicht und Schuldigkeit getan, sie brauchte nicht mehr zu leben, letztendlich lebte auch Josephiel nicht mehr. Da hatte sie ebenfalls ihr Recht verwirkt.
Naomi dachte anders. Sie war das Beutestück ihrer eigenen Kinder geworden. Sie schwebte zwischen ihnen, zwar von ihnen gehalten, was ihr persönlich jedoch keinen Schutz oder Sicherheit gab. Sie konnte sich durchaus vorstellen, von diesen beiden zerrissen zu werden, und trotz dieser drohenden Angst lief noch einmal in ihrer Erinnerung ab, was sie durchgemacht hatte.
Sie war Josephiel verfallen gewesen. Sie hatte ihn geliebt. Sie hatte dieser wilden Liebesnacht am Fluß zugestimmt. Und sie hatte letztendlich diese Kinder zur Welt gebracht, die den Namen nicht verdienten, denn sie waren nicht mehr als kleine, rasch wachsende Monstren.
Und sie war beinahe dem Wahnsinn verfallen gewesen, hatte sich aber wieder erholt, auch eine winzige Hoffnung geschöpft, und jetzt das hier.
Würde sie sterben? Durch die Hand ihrer eigenen Kinder? Wenn es nach Gitta ging, bestimmt, und eigentlich wartete sie nur auf den Augenblick, wo alles vorbei war.
Schreie peinigten ihre Ohren. Gleichzeitig spürte sie das Zittern der beiden Griffe. Naomi wurde gedreht und auf das Bett zurückgeschleudert, wo sie wuchtig aufprallte und wieder hochfederte.
Erst dann hatte sie sich von dem Schreck erholt und saß normal auf dem Bett.
Geschrien hatten ihre beiden Söhne!
Auch Gitta konnte nicht begreifen, was da vorgefallen war. Sicherheitshalber hatte sie sich etwas zurückgezogen, als könnte sie nicht mit anschauen, wie stark sich »ihre« Kinder verändert hatten.
Sie starrten sich an.
Sie keuchten und schrien.
Dabei schlugen sie mit den Armen um sich, und es machte ihnen nichts aus, daß sie sich gegenseitig trafen. Die Bewegungen glichen bereits einer Geißelung ohne Peitsche. Dabei waren ihre Gesichter längst nicht mehr so glatt wie sonst. Sie zeigten eine Verzerrung, die Münder waren zu offenstehenden Mäulern geworden, und zwischen

den Lippen schimmerte Schleim. Sie schauten weder ihre Mutter an noch Gitta. Die Köpfe hatten sich so gedreht, daß sie sich gegenseitig in die Gesichter blicken konnten, und dann bewegten sie ihre Lippen.

Zuerst imitierten sie das Sprechen nur. Wenig später aber brach es aus ihnen hervor. Da sie zugleich losbrüllten, war für die Zuhörer nicht zu verstehen, wer lauter und wer leiser sprach, aber die Worte paßten zusammen, sie klangen gleich.

»Er ist gekommen! Unser Todfeind ist da! Ich spüre ihn! Ich spüre ihn! Er ist da!«

Naomi und Gitta begriffen nichts.

Wobei Naomi froh war, daß die beiden Jungen sich nicht um sie kümmerten. Sie würden auch nicht mehr bleiben, denn sie schwangen sich ruckartig herum, starrten Gitta für einen Moment an, als wollten sie ihr etwas sagen, und dann jagten sie auf die offenstehende Tür zu und verschwanden.

Die Frau starrte ihnen nach. Sie konnte es nicht begreifen. An der Tür erschienen mehrere Frauen und starrten in den Raum. »Die beiden sind hinausgelaufen!« meldete eine Frau. »Sie… sie wollten nicht mehr …«

Gitta nickte nur.

Naomi aber ärgerte sich. Sie wäre gern geflohen, die Chance war vorbei, was sie auch bestätigt bekam, denn Gitta drehte sich schwungvoll zu ihr um, und ihr Blick giftete Naomi förmlich an.

»Du bleibst hier! Du bleibst bei uns, bis deine Söhne zurückgekehrt sind.« Sie lachte, dann gab sie den anderen Weibern einen Befehl.

»In den Keller mit ihr! Werft sie in den Kerker!«

Gitta brauchte die Worte nicht zu wiederholen. Wie eine Woge stürzten die Namenlosen Nonnen auf Naomi zu…

***

Das Gelände war uneben und von Steinen übersät, was Suko nichts ausmachte, er bedauerte nur den älteren Abbé, doch der wiegelte ab. »Keine Sorge, Suko, ich bin zäh, das habe ich auch während meiner Blindheit immer beweisen können.«

Schatten umgab sie. Ihn spendeten die gewaltigen Bäume, die aussahen wie Monstren, die ihre verzerrten Arme ausgestreckt hatten, um nach irgendwelchen Dingen zu greifen.

Wer es nicht gewußt hätte, wäre nie auf die Idee gekommen, in dieser Einöde ein Kloster zu vermuten, aber die Mauern waren da.

Sie hoben sich wie wuchtige graue Schatten von dem glatten Felsen ab und bildeten zum Wald hin einen mächtigen Hintergrund.

Suko blieb stehen, als er die Mauern sah. Nichts wies auf Leben hin. Hinter den ziemlich kleinen Fenstern bewegte sich ebenfalls nichts. Das Gelände lag relativ frei.

Das Kloster war nicht groß, doch niemand konnte unbeobachtet in seine Nähe gelangen, das sah auch Suko, und der Abbé verfolgte den gleichen Gedanken wie der Inspektor.

»Die werden uns sofort entdecken, wenn wir uns nähern«, murmelte er.

»Hast du einen anderen Vorschlag?«

»Wir können es mal umrunden. Vielleicht finden wir noch einen anderen Zugang. Ganz bestimmt sogar.« Bloch deutete nach vorn.

»Bauten wie diese haben immer mehrere Ein- oder Ausgänge, da kannst du ganz sicher sein.«

Noch schützten sie die Bäume.

Suko beschäftigte sich gedanklich mit den Zwillingen. Er hatte sie erlebt. Ihre Kraft konnte nur als übermenschlich oder mörderisch bezeichnet werden, und er stellte sich auch vor, daß die Zwillinge plötzlich erschienen und ihnen die Steine um die Ohren warfen, die auf der »Straße« lagen.

Das geschah nicht.

Dafür passierte etwas anderes, und das überraschte beide Männer gleichermaßen.

Sie sahen das Kloster bereits zum Greifen nahe vor sich, als sie die gräßlichen Schreie hörten. Sie klangen wütend und schrill, waren aber auch von einer wilden Angst geprägt, und es war zudem herauszuhören, daß eine Frau schrie.

Suko und der Abbé schauten sich an. Beide standen schräg und breitbeinig auf dem Fels, und beide hatten auf ihren Gesichtern einen leichten Schauer bekommen.

»Das ist nicht am Eingang!« flüsterte Bloch.

Suko nickte nur. »Jedenfalls steht fest, daß sich jemand in Not oder Gefahr befindet.«

Er brauchte nichts mehr zu sagen, der Abbé schob sich bereits an ihm vorbei und schlug die entsprechende Richtung ein. Wenig später hatten sie den Bereich der großen Steine verlassen.

Die Schreie blieben.

Nur klangen sie jetzt noch wütender. Die Angst war aus ihnen verschwunden, und der nahe Wald saugte sie auf wie ein mächtiger, natürlicher Filter.

Eine hohe Seitenmauer, keine Türen. Auch wenig Fenster. Wenn sie dann vorhanden waren, sahen sie nur mehr aus wie viereckige Löcher, durch die kaum ein Mensch paßte.

Das graue Mauerwerk schimmerte an zahlreichen Stellen leicht grünlich. Dort hatten sich Algen und Moos abgesetzt. Es war die Wetterseite, und die Launen der Natur hatten das Gestein auch eingekerbt wie ein altes Gesicht.

Die Schreie hatten an Stärke verloren. Aber sie waren in der Nähe

aufgeklungen, sogar an der Mauer, natürlich im Kloster, und es war der Abbé, der die Entdeckung machte. Er blieb stehen, drückte seinen linken Arm zur Seite, hielt Suko somit auf und deutete mit der rechten Hand nach vorn. »Da ist sie!«

Es war eine Frau.

Sie schaute aus einem Fenster, das sicherlich zu einem Verlies gehören mußte. Das Fenster lag ziemlich tief, eigentlich unter dem Niveau des normalen Bodens. Daß es trotzdem zu sehen war, lag an der Senke, die das Gelände an dieser Stelle bildete. So wirkte das Fenster wie ein Ausblick aus einem Souterrain.

Der Ausguck war breit. Ein Mensch hätte hindurchgepaßt. Daß er dies nicht konnte, lag einzig und allein an den senkrecht und waagerecht verlaufenden Gitterstäben, die es dem Gefangenen unmöglich machten, dieses Verlies zu verlassen.

Auch der Frau nicht.

Sie klammerte sich mit einer Hand an einem Gitter fest. Den freien Arm hatte sie durch eine Lücke so weit wie möglich nach draußen geschoben, und sie bewegte dabei ihre Finger, als wollte sie nach irgend etwas greifen.

Aber da war nichts, was ihr hätte Halt geben können. Sosehr sich auch Gefangene die Hilfe wünschte, sie würde sie nicht kriegen. Sie schrie auch nicht mehr. Wahrscheinlich hatte sie die beiden Männer ebenfalls nicht gesehen. Sie war zusammengesackt und klammerte sich am Gitter fest, als wäre dies der letzte Halt in ihrem Leben.

»Das ist doch keine dieser Nonnen«, flüsterte der Abbé.

»Bestimmt nicht.«

»Wer ist es dann?«

»Sie wird es uns sagen.« Suko überlegte einen Moment. »Wenn mich nicht alles täuscht, sieht diese Frau noch ziemlich jung aus. So jung, daß ich zu bestimmten Schlußfolgerungen gelangen könnte.«

»Zu welchen?«

Suko verkantete den Mund zu einem Lächeln. »Es wäre gut möglich, daß hier die, ach, lassen wir das. Sie wird es uns hoffentlich selbst sagen.«

Auch der Abbé fragte nicht weiter. Im Gegensatz zu ihnen beiden hatte die Gefangene noch nicht gesehen, daß sich ihr zwei Männer näherten. Zwar stand sie noch immer am Fenster, schaute jedoch weg, als könnte sie das normale Elend nicht mehr sehen.

Suko dachte nicht nur an die Frau.

Er gehörte zu den vorsichtigen Menschen und rechnete sogar mit einer Falle, die jemand aufgebaut hatte. Die Frau war der Lockvogel, sie ließen sich ablenken, und aus dem Hinterhalt würde plötzlich der Angriff der Monsterkinder erfolgen.

So hätte es laufen können, so lief es aber nicht, denn niemand griff

sie an, auch dann nicht, als die unbekannte Frau den Kopf anhob und die beiden Männer sah.

Suko legte blitzschnell einen Finger gegen die Lippen, darauf hoffend, daß die Frau im Verlies das Zeichen verstand.

Sie sagte nichts.

Ihr Blick war nach vorn gerichtet. Da Suko und der Abbé sich ihr auch genähert hatten, konnte sie schon den Ausdruck in den Augen wahrnehmen. Er zeigte ein gewisses Erstaunen, aber auch die Bitte um Hilfe. Die Unbekannte hielt jetzt mit beiden Händen die Gitterstäbe umklammert. Das Eisen schimmerte in einem ähnlich graublauen Farbton wie das alte Mauerwerk des Klosters.

Die letzten Schritte legten sie in kurzer Zeit zurück, um vor dem Fenster stehenzubleiben.

Es befand sich noch über ihnen, weil der Boden zum Kloster hin abfiel. So mußten Suko und der Abbé hochschauen, um in das Gesicht sehen zu können. Es zeigte keine Freude. Die Haut war verquollen, die Augen vom langen Weinen gerötet, der Mund zuckte, und heftiger Atem fuhr durch die Lücken zwischen den Stäben.

Die Person mußte zunächst einmal beruhigt werden, deshalb sprach Suko sie mit den Worten an: »Sie brauchen keine Furcht zu haben, wir werden Ihnen nichts tun.«

Sie nickte.

»Wer sind Sie?«

»Ich bin… ich … ich bin Naomi.«

»Ein sehr schöner Name, aber…«

»Die Mutter!« keuchte sie. »Ich bin die Mutter der Zwillinge. Ich habe sie zur Welt gebracht – ich!«

Sie gaben es sich selbst gegenüber nicht zu, aber irgendwie hatten Suko und der Abbé mit einer derartigen Antwort gerechnet, und es war Bloch, der den Anfang machte. »Dann haben Sie… dann sind Sie mit dem abtrünnigen Engel Josephiel …«

Naomi unterbrach ihn. »Ja, er war mein Geliebter. Ich habe ihn hier kennengelernt. Er war bei den Namenlosen Nonnen. Er fühlte sich zwischen diesen Weibern wohl. Er hat das Kloster als Geburtsstätte für seine Söhne ausgesucht.«

»Namenlosen Nonnen?«

»So nennen sie sich. Sie sind Verstoßene, Ausgestoßene. Man wollte sie in den normalen Orden nicht mehr haben, deshalb haben sie sich zusammengefunden und sich hier versammelt. Sie haben dieses Kloster gefunden, sie fühlen sich hier wohl, denn hier sind sie sicher. Hinter diesen Mauern gehen sie ihren schrecklichen Ritualen nach, denn sie dienen längst nicht mehr demjenigen, dem sie einmal gedient haben. Hier befindet sich der perfekte Unterschlupf für sie.«

»Was ist mit Ihnen?« fragte Suko.

»Ich?« Sie lachte auf. »Ich bin nicht mehr als ein Rad im Getriebe, das seine Schuldigkeit getan hat. Ich bin eine Gefangene, ich habe die beiden Kinder zur Welt gebracht, und ich bin nicht mehr als eine ausführende Person.«

»Aber sie leben!«

»Wie lebe ich denn?« kreischte Naomi. »Das ist kein Leben, das ich hier führe. Ich vegetiere dahin. Ich bin eingesperrt. Man hat mich hier in ein Verlies gesteckt. Aber ich will mich nicht beschweren, ich kann ja die Sonne sehen, wenn ich durch das Fenster schaue und auch den Himmel. Ich weiß, daß ich sterben muß. Es wäre beinahe schon soweit gewesen.« Sie schnappte nach Luft und drückte ihren Kopf so weit vor, daß die Gitterstäbe ihr Gesicht berührten. »Und wenn ich sterbe, dann durch die Hände meiner eigenen Söhne. Ja, sie werden mich umbringen. Sie werden mich töten. Sie sind brutal, denn ich habe ebenfalls versucht, sie umzubringen, weil ich es nicht mehr ertragen konnte, welche Art von Brut ich geboren habe.«

»Wo sind sie jetzt?«

»Weg! Nicht mehr im Kloster!« Naomi schielte durch die Lücke.

»Sie haben es verlassen, denn sie spürten, daß jemand erschienen ist, den sie nicht mochten.« Ihr Blick bekam etwas Fragendes. »Seid ihr diejenigen, die als Todfeinde meiner Söhne bezeichnet wurden?«

»Das ist möglich.«

Naomi saugte die Luft ein. »Aber ihr seid zu zweit. Sie hat von einem Todfeind gesprochen.«

»Den gibt es auch.«

»Dann wollt ihr gegen meine Brut kämpfen?«

»Ja, denn Josephiel existiert nicht mehr.«

Naomi warf den Kopf zurück und lachte. Sie konnte sich gar nicht mehr einkriegen, und zwischendurch erzählte sie davon, daß ihre Schreie etwas gebracht hatten. Eigentlich hatte sie nicht damit gerechnet, Hilfe zu bekommen, jetzt…

»Wir müssen in das Kloster hinein«, sagte Suko, »wenn wir Sie herausholen wollen.«

»Zu diesen Weibern?«

»Ja, wohin sonst?«

Wieder mußte Naomi lachen. »Freiwillig«, flüsterte sie, »werden Sie nichts erreichen. Diese Frauen sind stark. Sie bilden eine Gemeinschaft. Was sie einmal besitzen, gehört ihnen, und sie werden es so leicht nicht rausgeben.«

»Wir haben mit Schwierigkeiten gerechnet. Gibt es noch einen zweiten Eingang?« fragte der Abbé.

»Ich kann es nicht sagen. Bestimmt, aber er ist sicherlich verschlossen.«

»Gut.« Suko lächelte. »Dann versuchen wir es ganz offiziell.« Er gab

sich lockerer, als er war, denn er sagte: »Bis gleich, Naomi…«

Die junge Frau verstand die Welt nicht mehr. Sie schaute den beiden nach und umklammerte die Gitterstäbe so fest, als wollte sie diese jeden Augenblick aus dem Mauerwerk reißen…

***

Wer uns sah, der hätte meinen können, daß sich der Vater mit seiner Tochter auf den Weg gemacht hatte und dabei nicht auf die Zeit zu achten brauchte, denn das Mädchen mit den Zöpfen führte mich nicht auf dem direkten Weg ins Dorf zurück, sondern zeigte mir die geheimnisvollen Pfade und Umwege, die uns ebenfalls zum Ziel brachten.

Wir kletterten durch das Gelände, wir hatten einen großen Bogen geschlagen und einmal sogar einen dieser wilden Bäche überqueren müssen. Dabei auf den aus dem Wasser ragenden Steinen balancierend, was gar nicht so einfach war.

Aber wir schafften es, rutschten dann einen Hang hinab, und die Abstände zwischen den Bäumen wurden lichter, so daß wir auf die Dächer der meisten Häuser schauen konnten.

Trivino war meiner Ansicht nach nicht nach einem Konzept gebaut worden. Man hatte die Häuser so hingesetzt, wie es gerade paßte, und man hatte sich der Natur angeglichen.

So standen sie unterschiedlich hoch, manche mit größeren, andere mit kleineren Vorgärten, in denen bunte Sommerblumen blühten.

Carla hatte auf uns ihre Hoffnungen gesetzt. Sie fühlte sich an meiner Seite plötzlich erwachsen, und ich tat auch nichts, um sie davon abzubringen.

So war ich einverstanden gewesen, daß wir zuerst einem gewissen Luigi einen Besuch abstatten wollten. Das war der Mann, der seinen Hund verloren hatte, außerdem seine Sense. Zur Sense würde ich ihm noch etwas zu sagen haben.

Unter den Bäumen war es schattig und kühl. Das Sonnenlicht zeichnete sich als Fleckeninsel auf dem steinigen und nur mit einer leichten Humusschicht bedeckten Boden ab. Sobald wir aber den Wald verließen, trafen uns die stechenden Strahlen der Sonne.

Vor und unter uns lag der Ort.

Das Mädchen war vorgegangen und drehte sich jetzt um. Ihr Gesicht hatte einen verschwörerischen Ausdruck angenommen, und wenn sie sprach, flüsterte sie auch nur. »Wir müssen zu einem Haus…«

»Da liegen viele.«

»Das hat einen hohen Holzstoß an der Seite. Er reicht beinahe bis zum Dach.«

Es dauerte zwar eine Weile, aber dann sah ich das Haus. Es führte auch ein Weg hin, und auf ihm entdeckte ich keinen Menschen. Die

Bewohner hielten sich zurück, als hätten sie Angst davor, irgend etwas falsch zu machen.

»Dann laß uns gehen.«

»Einen Schleichweg aber.«

»Meinetwegen.«

Carla lächelte mich an und übernahm wieder die Führung. Wir konnten uns natürlich nicht in Luft auflösen, bestimmt hatte man uns entdeckt, aber man zeigte es nicht. Über eine Mischung aus Leiter und Brücke überquerten wir einen schmalen Bach, der von den Gletscherregionen kommend nach unten schäumte, rutschten danach über einen schmalen, dafür sehr steilen Weg nach unten und waren wenig spater bei dem Haus angelangt, das ich bereits aus der Ferne gesehen hatte.

An der Rückseite, wo das Dach wegen der schrägen Baulage zum Greifen nahe war, duckten wir uns. Carla zeigte ihre Neugierde und schaute durch eines der beiden Fenster.

»Was siehst du?«

»Nichts.«

»Ist keiner da?«

»Weiß nicht.«

»Laß uns nach vorn gehen.«

Sie schaute mich aus ihren großen Augen an und nickte. »Gut, Luigi muß reden.«

Es war beinahe wie auf ein Stichwort hin, denn wir hörten, daß die Tür eines kleinen Stalls geöffnet wurde, der als Anbau neben dem Haus lag. Und dort stand auch ein alter Jeep, in dessen Schatten wir eintauchten und von dem Mann nicht gesehen wurden, der zwei mit Milch gefüllte Kannen aus dem Stall hervorschleppte und sie dann abstellte.

In diesem Augenblick traten wir aus unserer Deckung. Zuerst Carla, denn sie kannte er, dann ich.

Erstaunt schaute er das Mädchen an. Dann sah er auch mich.

»Bon giorno, Luigi«, sagte Carla.

Der Mann mit den dunklen Haaren und der wettergegerbten Haut nickte nur. Einen Blick für das Mädchen hatte er nicht. Er schaute über Carlas Kopf hinweg auf mich, und ich spürte das Mißtrauen und auch die Furcht, die mir entgegenschwangen.

»Bitte, Luigi. Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich bin gekommen, um zu helfen.«

»Wobei? Ich brauche keine Hilfe!«

»Das sagen Sie mal nicht. Aber etwas anderes. Vermissen Sie eigentlich Ihre Sense?«

Er atmete laut ein. »Was?« flüsterte er. »Was haben Sie damit zu tun?«

»Ich habe sie gesehen!«

Luigi pumpte seinen Brustkorb auf. »Hauen Sie ab, Mann! Verschwinden Sie! Ich will Sie nicht hier sehen, ich will…«

»Bitte, Luigi!« redete das Mädchen dazwischen. »Du mußt ihm erst einmal zuhören.«

»Das will ich nicht!«

»Er will uns helfen! Er kann es! Er braucht aber dich. Er will wissen, was geschehen ist. Er ist extra aus einem anderen Land gekommen. Er haßt die beiden kleinen Monster auch.«

Luigi stöhnte auf. Er wischte mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn, dann bewegte er sich rückwärts auf die Stalltür zu und winkte uns, ihm zu folgen.

Carla lächelte mir zu, als wollte sie sagen: Siehst du, so geht das.

Mußt dich nur auf mich verlassen.

Ich lächelte zurück und zog schnell den Kopf ein, als ich über die Stallschwelle trat. Es war dunkel hier und nur Platz für wenige Tiere, die hinter einem Gitter standen. Ich zählte fünf Milchkühe und Luigi bemerkte meinen leicht verwunderten Blick.

»Ich werde sie in den nächsten Tagen auf die Alm treiben. Es war bisher noch zu kalt.« Er stützte sich an einem Pfosten ab. »Gut, jetzt sind Sie hier. Ich weiß, daß ich Carla vertrauen kann, aber wer sind Sie?«

Ich nannte ihm meinen Namen. Daß ich aus London kam, wunderte ihn, er fragte aber nicht nach und wurde nur blaß, als ich ihm erklärte, wo ich seine Sense gesehen hatte. »Und damit hatte man mich töten wollen«, fügte ich noch hinzu.

»Wer?«

»Zwei Jungen.«

Er senkte den Blick.

»Zwillinge, Luigi, die Sie kennen müssen. Sie haben Sie doch hier gesehen – oder? Und diese kleinen Monstren haben Ihrem Hund den Kopf abgerissen, wurde mir berichtet.«

Er schwieg.

Dafür mischte sich Carla ein. »Bitte, Luigi, sag was. Du kannst John vertrauen. Sonst hätte ich ihn nicht hergebracht.«

»Ich will darüber nicht reden. Es ist vorbei.«

»Irrtum!« erklärte ich. »Es ist nicht vorbei! Es geht weiter, Oder es fängt erst an. Solange dieses alte Kloster hier steht und besetzt ist, haben die Zwillinge einen idealen Ausgangspunkt für ihre schrecklichen Taten. Und sie haben auch die entsprechende Unterstützung durch die weiblichen Insassen des Klosters erhalten. Es ist ihre Heimat. Sie benutzen das Kloster als Basis. Von dort aus werden sie ihre Verbrechen planen. Und sie werden keine Rücksicht kennen. Sie sind keine Menschen, auch wenn sie so aussehen. Sie sind

erst recht keine Kinder. Von diesem Gedanken sollten Sie sich befreien, Luigi.«

Er nickte.

Ob er es auch so meinte, wußte ich nicht, aber ich gab nicht auf.

»Ihren Vater, einen abtrünnigen Engel – das können Sie glauben oder nicht – haben wir vernichtet. Aber seine Kraft ist auch auf die Söhne übergegangen, und deshalb müssen auch sie zerstört werden. Es hat doch hier alles angefangen, wie wir inzwischen wissen. Hier hat die Mutter gelebt, sie hat hier irgendwo ihre Kinder zur Welt gebracht, möglicherweise in diesem Kloster, was ich nicht genau weiß. Ich weiß aber, daß die Zwillinge wieder unterwegs sind, und es kann sein, daß sie bereits einen neuen Mord begangen haben.«

Meine Worte hatten Luigi aufgerüttelt. Er schaute mich an, aber er wußte nicht so recht, was er sagen sollte.

»Sprich doch endlich!« drängte Carla.

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Keiner weiß es.«

»Aber die Menschen wissen Bescheid – oder?«

»Das kann sein. Wir reden nicht darüber.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.« Luigi schaute während seiner Antwort zu Boden. »Es ist besser so, glauben Sie mir. Keiner will den Tod und das Grauen zurückholen. Man möchte die Ruhe haben, nur die Ruhe.«

»Sie ist zu trügerisch. Es wird etwas passieren.«

»Vielleicht, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Ich habe sie auch nicht mehr gesehen. Ich habe nur meinen Hund begraben, das ist alles. Sie können mich nicht zwingen.«

»Das hat auch niemand vor, Luigi. Ist wirklich nichts passiert hier im Ort?«

»Nein.«

»Gab es keinen neuen Mord?«

»Nein!«

»Und niemand hat die beiden gesehen?«

»Sie denn?«

Er hatte den Kopf wieder angehoben und blickte mich an.

»Leider nicht, Luigi.«

»Dann… dann sind sie vielleicht gar nicht da.« Er sprach den Satz voller Hoffnung, doch mein kantiges Lächeln sagte ihm, daß ich vom Gegenteil überzeugt war.

»Sie sind da, verlassen Sie sich darauf, und sie waren schon des öfteren hier. Warum sollten die Bewohner von Trivino sonst Angst vor den gewaltigen Kräften gehabt haben?«

»Angst?«

»Streiten Sie es nicht ab, Luigi. Die Menschen haben Angst. Sie trauen sich nur nicht, etwas zu sagen. Und sie haben auch Furcht vor

den geheimnisvollen Nonnen hinter den Klostermauern. Oder sehen Sie das vielleicht anders?«

»Ich war noch nie dort.«

»Aber Naomi?«

Er hob die Schultern. »Wir hatten nichts mit ihr zu tun. Sie ist auch verschwunden.«

»Gab es da nicht noch den Mord an Signora Rossi?«

»Wer ist das?« fragte ich Carla.

»Eine Frau, die ein Geschäft hatte. Man fand sie in ihrem Laden, glaube ich. Sie sah schrecklich aus, denn sie war zerschmettert. Das war aber vor der Geburt der Zwillinge, hat mir meine Mutter erzählt. Naomi ist dann verschwunden. Signora Rossis Mörder hat man dann nie gesehen. So ist es gewesen.« Er drückte seine Hände zusammen. »Wir haben uns um nichts mehr gekümmert.«

»Und was war mit Naomis Tante?«

»Was soll sein?«

»Hat sie nichts gesagt?«

»Nein. Sie schämte sich wohl. Auch ihr Onkel sprach nie darüber. Beide gingen ihrer Arbeit nach. Tut mir leid, und das muß ich jetzt auch tun. Ich muß arbeiten.«

»Aber seien Sie auf der Hut«, riet ich ihm, »halten Sie die Augen weit offen. Es könnte sein, daß nichts mehr so ist, wie Sie es gewohnt sind.«

Luigi nickte nur. Er sprach auch kein Wort, als wir den Stall verließen. Draußen trat Carla einige Male mit dem rechten Fuß auf.

»Ich habe es gewußt«, regte sie sich auf. »Die… die Leute hier haben einfach nur Schiß.«

»Kann man es ihnen verdenken?«

»Aber ich habe doch keine Angst.«

Da mußte ich lachen. »Du bist auch etwas Besonderes, meine Kleine.«

»Bin ich nicht. Ich will nur, daß alles wieder so wird wir früher. Sollen wir jetzt zu Serafina gehen? Dahin, wo die Mutter viele Jahre mal gelebt hat?«

»Sicher.«

»Sie wird sehr einsam sein. Ihr Mann ist nicht da. Er arbeitet in Locarno in einem Hotel. Manchmal kommt er im Sommer wochenlang nicht nach Trivino zurück. Darunter hat sie sehr gelitten.«

»Du kennst dich aber gut aus«, wunderte ich mich.

»Das hat mir meine Mutter gesagt.«

»Ah – so ist das.«

Der Weg zu Serafinas Haus war nicht weit. Außerdem wollten wir uns nicht mehr verstecken. Carla war es egal, was später ihre Eltern dachten, sie ging offen neben mir her, und wir mußten über einen schmalen Weg gehen, der an der linken Seite durch einen primitiven

Holzzaun abgesichert war, weil das Gelände hinter ihm so steil wie in einer Schlucht abfiel. Sehr schmal blieb der Weg auch, der sich an den Rückseiten der Häuser entlangzog. Eine Frau sah uns, die dabei war, Blumentöpfe auf eine schmale Fensterbank zu stellen. Als Carla sie grüßte, zog sie sich zurück. Das Mädchen lachte. »So ist es hier überall, John. Glaub nur nicht, daß die Menschen nichts gemerkt haben. Auch wenn es so ruhig aussieht, es hat sich schnell herumgesprochen, daß Fremde eingetroffen sind. Jetzt sitzen die Leute in ihren Häusern und warten ab.«

»Das denke ich auch.«

Serafinas Haus war das letzte in der Reihe, mit der Frontseite zu der Straße hin, die man mit viel gutem Willen als Hauptstraße bezeichnen konnte.

Wir gingen über ein kleines Stück Wiese an der rechten Seite des Hauses entlang, drehten uns und standen schließlich vor dem Eingang. Wie überall schaute auch ich hier auf eine Holztür, die einen anderen Farbton aufwies als die Steine.

Hinter den Fenstern, deren Scheiben dunkel aussahen, rührte sich nichts. Carla hatte einen Finger gegen ihr Kinn gedrückt. »Bestimmt hat sie uns gesehen, John. Sie… sie will sich nur nicht zeigen. Sie hat Angst, denke ich.«

»Wovor?«

»Vor uns, vor dir, auch vor der Erinnerung.«

Ich mußte lächeln. »Himmel, Carla, du redest ja wie eine Erwachsene.«

»Hier ist man mit zwölf Jahren auch schon so gut wie erwachsen.«

Darauf konnte ich nichts erwidern, sie wußte es besser. Dafür ging ich vor und stoppte erst vor der starken Bohlentür. Ich klopfte sicherheitshalber an, wartete die Antwort nicht ab, sondern drückte die Tür auf.

Stille empfing uns.

Dicht hinter mir räusperte sich Carla, bevor sie flüsterte: »Das ist aber seltsam.«

»Was denn?«

»Die Stille.«

»Es ist wohl niemand im Haus.« Ich trat in den großen Raum, schaute mich um und fand es aufgeräumt. Die Einrichtung hätte auch in ein Museum gepaßt, abgesehen von dem Fernseher.

»Es gibt auch noch andere Räume«, sagte das Mädchen leise. »Ich weiß auch, wo Naomi gelebt hat.«

»Und?«

Sie zeigte nach links. »Hinter der schmalen Tür beginnt ein schmaler Flur. Da müssen wir hin. Es ist die Tür auf der rechten Seite. Ich war früher öfter bei ihr.«

»Okay.«

Ich bewegte mich in dieser Umgebung wie ein Fremdkörper, der irgend etwas erwartete, aber nicht wußte, was auf ihn zukam. Ich hatte einfach den Eindruck, daß es so glatt wie jetzt nicht weitergehen würde, und ich war beinahe ein wenig enttäuscht, als der enge Flur mit den hellen Holzwänden leer vor mir lag.

An der rechten Seite war die Tür.

Sie war nicht einmal geschlossen. Ich schaute durch einen Spalt in ein düsteres Zimmer, wo praktisch für mich nichts zu erkennen war. Dann zog ich die Tür mit einem Ruck auf.

Auch jetzt war nicht viel zu sehen, denn das Fenster zeigte nach hinten zum Hang hin, und der nahm nun mal Licht weg.

Auf dem Bett lag etwas. Beim ersten Hinsehen sah es so aus, als hätte jemand einige Kleidungsstücke aufeinander geworfen und anschließend vergessen, sie abzuholen.

Sehr langsam schritt ich auf das Bett zu. Unter meinen Füßen knarzten die Bohlen.

Meine junge Begleiterin dachte praktisch, denn sie schaltete das Licht ein. Ich stoppte, sah jetzt das Bett. Entsetzen traf mich, denn darauf lag Serafina in einer unnatürlichen Haltung.

Man hatte ihr das Genick gebrochen!

***

Damit stand für mich fest, daß sich die Zwillinge in diesem kleinen Bergdorf aufhielten. Sie waren zurückgekehrt, um da weiterzumachen, wo sie aufgehört hatten.

»Nein!« hörte ich Carla sagen. »Nein, John, nein!« Sie drehte ihren Kopf und preßte ihr Gesicht gegen meinen Körper. Ich sollte ihre Tränen nicht sehen, aber ich spürte, wie ihre Schulterblätter zuckten.

Sie sprach den Namen Serafina immer wieder aus, und ich schaute dabei auf das bleiche, noch im Tod schmerzverzerrte Gesicht der Frau, die ein schreckliches Ende gehabt hatte. Kaum zu glauben, daß ihre Mörder zwei kleine Kinder gewesen sein sollten.

Ich war ein Mensch, der sich nie an den Tod gewöhnen würde.

Auch jetzt strebten die Vorwürfe in mir hoch. Ja, ich gab mir einen Teil der Schuld. Wir hätten zuerst zu Serafina gehen sollen und nicht zu Luigi. Die Frau war sicherlich noch nicht lange tot.

Vielleicht hätte ich sie noch retten können.

Auch Carla weinte nicht mehr. Sie hatte ihren Kopf zurückgelegt und schaute zu mir hoch. »Es waren die beiden, nicht? Sie haben Tomi den Kopf abgerissen und Serafina… warum ist ihr Kopf so verdreht, John?«

»Laß es gut sein.«

Damit gab sie sich auch zufrieden. »Wir gehen jetzt weg von hier,

nicht wahr?«
»Ja.«
»Und wohin?«
»Ich weiß es noch nicht. Ich werde dich aber zu deinen Eltern zurückbringen und mich allein auf den Weg machen. Es ist allmählich zu gefährlich geworden.«
Carla hatte nichts dagegen. Sie drehte sich auch um und ließ mich los. Mit gesenktem Kopf und wieder leicht weinend ging sie auf die schmale Tür des Zimmers zu.
Ich trat bis an das Bett heran. Wenig später wußte ich noch mehr.
Der Frau war nicht nur das Genick gebrochen worden, auch die Arme und Beine, und wieder fragte ich mich, mit welchen Bestien ich es hier zu tun hatte.
Ich drehte mich wieder um.
Von der Tür her schaute mich Carla an. »Ich glaube, da ist etwas gewesen«, hauchte sie.
»Bitte…?«
»Ja, ich hab' ein Geräusch gehört.«
»Was denn?«
Sie hob die Schultern, blieb aber in ihrer Haltung stehen und lauschte, was ich ebenfalls tat.
Das leise Lachen hörten wir beide. Die zischelnde Stimme klang gefährlich. »Wir sind da, Todfeind, wir sind da… freust du dich jetzt?«
Nein, »ich freute mich nicht. Statt dessen hatte ich Angst, nicht um mich, sondern um die zwölfjährige Carla…«

***

Nichts wies daraufhin, welcher Schrecken sich hinter den Mauern des Klosters verbarg. Alles war völlig normal, auch wenn niemand erschien, als Suko und der Abbé vor dem Tor stehenblieben.
Zwar war die Tür verschlossen, aber Suko klingelte, und wir warteten auf eine Reaktion.
Sie erfolgte nicht.
Das zweite Klingeln.
»Was ist, wenn man uns nicht hineinlassen will?« fragte der Abbé.
»Dann werden wir es mit Gewalt versuchen. Schließlich befindet sich ein Mensch in Gefangenschaft, und ihm muß geholfen werden.«
»Ja, das ist ein Grund.«
Sie brauchten kein drittesmal zu klingeln, denn plötzlich bewegte sich hinter der Tür ein Riegel, dann glitt die schwere Klinke nach unten, und die Tür wurde aufgezogen, und in dem Spalt malte sich ein Gesicht ab. Es kam den beiden Männern vor wie ein bleicher Nebelfleck. Erst als sie genauer hinschauten, machten sie auch die Konturen aus.

Sehr blaß, kleine, listige und funkelnde Augen, ein verkniffener Mund, auch irgendwie alterslos sah das Gesicht aus. Keiner der Besucher war von diesem Gesicht begeistert.

»Wer seid ihr? Was wollt ihr?« zischelte es ihnen entgegen.

Die Männer hatten vorher abgemacht, wer reden sollte. Suko überließ dem Abbé das Feld, zudem verstand er die Sprache, von der Suko nur Bruchstücke konnte.

»Wir sind Freunde…«

»Nein, wir haben keine Freunde, die so aussehen.«

»Nicht direkt von euch…«

»Aha.«

»Freunde von Josephiel.«

Bei Nennung des Namens zuckte die Nonne zusammen. Unter der Mütze oder Kapuze schien ihr Gesicht zu schrumpfen, der Mund zuckte, dann schüttelte sie den Kopf und gab den beiden zu verstehen, daß Josephiel hier nicht bekannt war und er deshalb auch keine Freunde haben konnte, die im Kloster willkommen waren.

Suko hatte mit einer derartigen Abfuhr gerechnet. Er und der Abbé waren darauf vorbereitet. Als ihnen das »Gehen Sie!« entgegengezischelt wurde, hatte Suko seinen rechten Fuß bereits gekantet und das Bein vorgeschoben.

Die rasch zufallende Tür prallte gegen Sukos Fuß, womit die Person nicht gerechnet hatte. Sie bekam den Gegendruck mit, konnte ihn nicht mehr so recht abfangen und taumelte zurück.

Suko nutzte die Gelegenheit. Die seltsame Nonne kämpfte noch mit ihrem Gleichgewicht, als er das Kloster bereits betreten hatte und ihm der Abbé auf der Stelle folgte. Bloch war es auch, der die Tür zurammte, als wollte er damit andeuten, daß sie so leicht nicht mehr aus dem Bau zu vertreiben waren.

Die Frau hatte sich wieder gefangen. Sie war jetzt böse und knurrte die Männer an.

»Ruhig, nur ruhig«, sagte Suko. »Wir wollen nicht viel. Nur die Gefangene holen.«

Vielleicht hatte ihn die Nonne verstanden oder sich etwas zurechtgereimt, jedenfalls machte sie auf dem Absatz kehrt und rannte davon. Wie ein Schatten tauchte sie in das Halbdunkel der Klosterhalle ein, in dem sich ein Mensch alles andere als wohl fühlen konnte. Diese Umgebung war beinahe wie geschaffen für einen Vampir.

»Jetzt wird sie Verstärkung holen«, sagte Bloch.

»Soll sie.«

»Du bist dir so sicher?«

»Und ob.«

»Was ist, wenn die beiden Zwillinge auftauchen?«

Suko lächelte kantig, als er die Dämonenpeitsche zog, den Kreis schlug und zuschaute, wie die drei Riemen aus der Röhre rutschten.

Umgekehrt, aber ausgefahren, steckte er die Peitsche zurück in seinen Gürtel.

»Schaffst du sie damit?«

»Wir werden sehen.« Suko blieb nicht auf dem Fleck stehen. Er ging nach vorn, weil er mehr von der Halle sehen wollte. Zunächst fielen ihm die kahlen Wände auf, die mausgrau gestrichen waren.

Fast kahle Wände, bis auf eine Stelle, wo alte Schwerter und Lanzen ihren Platz gefunden hatten. Es gab nur wenige Möbelstücke. Auch sie waren dunkel und sahen alt aus, auch wenn das Holz schimmerte, als wäre es frisch geputzt worden.

Die Nonne war verschwunden und kehrte auch vorerst nicht zurück. Es sah so aus, als hätte sie den beiden Besuchern das Kloster voll und ganz überlassen.

Der Abbé ging dorthin, wo sich die Fenster befanden und es etwas heller war. Dort blieb er stehen und erinnerte an eine einsame Lichtgestalt. »Was machen wir?«

»Noch nichts.«

»Und später?«

»Suchen wir uns den Weg in den Keller.«

»Vielleicht sollten wir das jetzt tun. Ich traue diesen Weibern alles zu. Die können ebensogut losgehen und Naomi umbringen. Möglich ist alles in diesem…«

»Hier wird niemand umgebracht!«

Die scharfe Frauenstimme unterbrach den Inspektor mitten im Satz. Keiner von ihnen hatte die Person bisher gesehen gehabt, sie aber trat aus dem Dunkel hervor und bewegte sich mit zielsicheren Schritten durch die Halle in Richtung der beiden Besucher.

Ohne es genau zu wissen, ahnten beide, daß vor ihnen so etwas wie eine Chefin stand. Eine dämonische Äbtissin möglicherweise, aber in ihrer Kleidung unterschied sie sich nicht von der Person, die ihnen die Tür geöffnet hatte.

Auch sie trug die dunkle, bis zu den Füßen reichende Kleidung.

Sie war stehengeblieben und erinnerte in ihrer Haltung an eine düstere Statue aus irgendeinem Keller. Sie wartete ab.

Der Abbé übernahm das Wort. »Sie wissen, weshalb wir gekommen sind?«

»Man stellt sich vor bei uns.«

»Gern, ich heiße Bloch, Abbé Bloch!«

Zuckte die Frau zusammen, oder war es Einbildung? Sie zeigte sich allerdings überrascht, denn sie fragte: »Ein Abbé hat hier Einlaß gefunden?«

»So ist es.«

»Was wollen Sie?«
»Wir suchen jemand, und wir wissen, daß er in diesem Kloster versteckt gehalten wird.«
»Wir halten niemand versteckt.«
Bloch ließ sich nicht beirren. »Die Person heißt Naomi, und sie hat uns um Hilfe gebeten.«
»Sie braucht keine Hilfe, denn sie gehört zu uns.«
»Das sieh sie anders.«
»Ich weiß, aber wir meinen es nur gut mit ihr.«
Bloch lächelte. »Darf ich dann fragen, wer Sie sind? Sie wohnen doch sicherlich nicht allein in diesem Kloster, denke ich. Sie werden Schwestern haben, die sich ebenfalls in die Einsamkeit der Berge zurückgezogen haben. Welchem Orden gehören Sie an?«
»Keinem.«
»Und wie heißen Sie?«
»Gitta.«
»Mein Freund heißt übrigens Suko, das hatte ich ganz vergessen.« Der Abbé lächelte und sprach locker weiter. »Sie gehören keinem Orden an, leben aber wie Nonnen. Ist das nicht seltsam?«
»Für uns nicht.«
»Aber für uns.«
»Sie brauchen es nicht zu wissen. Was hier geschieht, geht allein nur uns etwas an.«
»Ja, ja«, sagte der Abbé und nickte dabei. »Hier geschieht vieles. Geburt, Mord, Tod…«
»Was meinen Sie?«
»Ich denke da an die Zwillinge. Sind sie auch so namenlos wie Sie, Gitta?«
Die Frau hatte etwas von ihrer Sicherheit verloren, dann log sie weiter. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden, aber wir sind Menschen und kompromißbereit. Sie haben recht, wir leben hier in einem normalen Nonnenkloster. Aus ihm sind wir alle einmal gekommen, wir, die Abtrünnigen, die sich den Regeln nicht mehr beugen wollten, weil wir uns auch mit anderen Dingen beschäftigt haben, wovon Nonnen normalerweise die Finger lassen sollen. Unsere Orden haben uns ausgestoßen, aber wir haben hier in den Bergen eine neue Heimat gefunden und auch eine Heimat für Verfolgte geschaffen. Ich denke nicht, daß Sie beide zu den Verfolgten zählen, deshalb haben Sie auch nichts hier zu suchen.«
»Aber Josephiel hatte es – oder?«
Gitta ging einen Schritt zurück und breitete die Arme aus. »Josephiel?« fragte sie und ließ dieses eine Wort ausklingen.
»Ja, er. Behaupten Sie nicht, ihn nicht zu kennen.«
Sie lachte. Häßlich klang es und widerlich. Dann verzerrte sich ihr

Gesicht. »Wie können Sie es wagen?« flüsterte sie, »den Namen Josephiel überhaupt in den Mund zu nehmen? Ein Mensch wie Sie, ein Abbé, einer, der der falschen Seite dient. Josephiel ist etwas Großes, Gewaltiges. Er ist ein Meister, er steht über allem. Er ist ein… er ist ein … er ist etwas, das selbst ich kaum auszusprechen wage.«

»Ein Engel?« fragte Suko.

Sie ruckte herum. »Ja…«, dehnte sie, »er ist ein Engel. Einer, der auf die Menschen herabschaut, der mehr ist als sie. Er ist gewaltig, er ist einmalig, und er steigt aus Sphären herab, die …«

»Zunächst einmal ist er tot!« Suko hatte sich Mühe gegeben, den Satz auch auf italienisch zu sprechen.

»Tot?«

»Sie wußten es nicht?«

Die Augen der Frau zogen sich zusammen. Sie überlegte, dann lachte sie. »Tot«, sagte sie mit leiser Stimme. »Himmel, wer ist schon tot? Menschen sind tot, verstehen Sie? Engel können nicht sterben, denn Engel sind einfach zu mächtig. Sie sind… sie sind … gottgleich, deshalb kann man sie nicht vernichten.«

»Das mag sein«, sagte der Abbé, »aber es gibt auch gewisse Ausnahmen.«

»Ach ja…?«

»Wenn Engel versuchen, so zu werden wie der Allmächtige. Dann stolpern sie. Das hat zu Beginn der Zeiten schon Luzifer versucht und verloren. Und ich sage Ihnen, Gitta, alle anderen werden auch verlieren. Keiner wird es schaffen…«

»Nicht Josephiel.«

»Wir haben ihn vernichtet. Er hätte dort bleiben sollen, wo seine eigentliche Heimat ist. Er hätte nicht herabsteigen sollen in die Welt der Menschen, denn er ist kein Engel mehr gewesen, er wurde zu einem Abtrünnigen. Er wollte so sein wie die Menschen, und das ging schief, denn er ist verletzbar geworden.«

»Das war er«, gab Gitta dem Abbé recht. »Das wollte er auch sein, wirklich.« Sie lachte wieder. »Er wollte die Macht der Engel und die der Menschen, er wollte beides vermischen, und er hat es geschafft. Er hat sich wie ein Mensch benommen, wie ein Mann.«

Sie verdrehte die Augen. Es sah aus wie in einer Schmierenkomödie. »Himmel, was ist er für ein Mann gewesen? Die Frauen lagen ihm zu Füßen. Er konnte jede haben, jede, wenn er nur wollte.«

»Er hat auch eine bekommen, nicht?«

»Ja, das hat er.«

»Und diese Frau werden wir hier aus ihrem Verlies hervorholen«, versprach Suko.

»Sie werden hier nichts tun. Sie befinden sich auf einem autonomen Gebiet. Hier haben wir das Sagen.«

»Ich weiß nicht, was Sie sich einbilden«, erwiderte der Abbé spöttisch. »Immerhin stehen Sie nicht mehr unter dem Schutz des abtrünnigen Engels. Die Zeit ist vorbei.«

»Er ist es nicht allein.«

»Das wissen wir auch. Es gibt die Zwillinge. Keine Sorge, um die beiden werden wir uns auch noch kümmern.«

Bei dieser Antwort konnte die Frau nur staunen. Ihr Gesicht wurde zu einer flachen Maske, in der keine Regung mehr vorhanden war. Selbst die Augen blieben stumpf, und als sie ihre Arme anhob, da sah es beinahe schon hilflos aus. »Das kann ich nicht glauben. Nein, das kann ich nicht glauben. Sie haben sich vorgenommen, sein Erbe zu vernichten?« Gitta lachte schrill auf.

»Wissen Sie, wer diese beiden Jungen sind? Wissen Sie das wirklich?«

»Ich denke schon.«

»Nein, Sie denken nicht. Es sind… es sind … die konzentrierten Kräfte. Zur einen Hälfte die Kräfte eines Menschen, zur anderen die eines Engels. Zwei Mächte – konzentriert auf verschiedene Körper. Zwei Gegenpole, die zusammenwuchsen. Sie haben so etwas wie eine Kernschmelzung erlebt. Was dort als Ergebnis herausgekommen ist, kann nur als einmalig und für Menschen unbesiegbar bezeichnet werden. Der Engel hat sein Erbe hinterlassen, sogar ein doppeltes, und es ist stärker als er, das können Sie mir glauben«

»Ich kann es auch lassen«, sagte der Abbé. Er nickte Suko zu.

»Jetzt wollen wir in den Keller oder in das Verlies, wie auch immer. Wir hassen es nämlich, wenn Menschen gegen ihren Willen festgehalten werden.«

Gitta, die Namenlose Nonne, wußte im ersten Moment nicht, was sie antworten sollte. Sie war zu überrascht, aber sie hatte auch den Willen des Abbé erkannt, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen.

Und der Chinese, der große Schweiger, machte ebenfalls einen entschlossenen Eindruck.

»Wo finden wir den Keller?«

»Kommen Sie mit!« Ohne auf die Antwort zu warten, drehte sich die abtrünnige Nonne um und ging vor.

Suko gab seinem Begleiter einen Wink, den dieser auch verstand.

So machte der Abbé den Anfang und schritt hinter Gitta her. Suko wartete noch einige Sekunden. Ihm war alles zu glatt gelaufen. Die Namenlose Nonne hatte sich zu schnell bekehren lassen, er fürchtete, daß das dicke Ende noch nachkam.

Aus diesem Grunde war er auf der Hut, schaute sich immer wieder um, suchte nach irgendwelchen Hinterhalten, die im Halbdämmer der Halle leicht aufgebaut werden konnten. Zwei dieser Gestalten hatten sie bisher zu Gesicht bekommen. Wie viele abtrünnige Nonnen noch hinter den Mauern lebten, darüber lohnte es sich nicht einmal zu

spekulieren.

Es gab mehrere Ausgänge. Hinter den dunklen Türen versteckten sich Gänge und Flure.

Gitta lief auf eine bestimmte Tür zu. Dahinter ballte sich abermals eine Dunkelheit zusammen.

Der Abbé sah den Beginn einer Treppe. Schon bald verschwanden die Steinstufen in der Düsternis.

»Sie werden diesen Weg gehen müssen!« erklärte Gitta, die ebenfalls stehengeblieben war.

»Ja, aber nicht allein. Gehen Sie vor. Und Sie werden es auch sein, die die Tür der Zelle öffnet.«

Harte Augen starrten den Abbé an.

Die Nonne machte den Eindruck einer Person, die nicht gehen wollte, es sich dann aber anders überlegte und nickte. Sie ging tatsächlich vor. Licht brauchte sie nicht. Sie kannte sich aus und schleifte zudem mit der Hand an einem Geländer an der rechten Seite entlang.

Gitta mochte sich zwar hier unten im Dunkeln zurechtfinden, das aber gefiel Suko ganz und gar nicht. Er holte seine Leuchte hervor und ließ den schmalen Lichtfinger über die Stufen tanzen, die immer nur in der Mitte erhellt wurden, was aber durchaus ausreichte, um ein Stolpern oder Ausrutschen zu vermeiden.

Tiefer und tiefer führte die Treppe. Bis sie urplötzlich vor der letzten Stufe standen. Auch die ließen sie hinter sich. Suko leuchtete zu verschiedenen Seiten hin.

Sie standen in einem engen, kalten Gang mit Wänden aus unebenen Granitsteinen. Wer hier einmal lebendig begraben war, der war es für alle Ewigkeit, abgesehen von den vergitterten Fenstern, durch die aber kein Gefangener entweichen konnte.

»Wo?« fragte Suko. Er hatte Gitta dabei angeleuchtet, was der ganz und gar nicht gefiel, denn zum Schutz gegen das Licht hob sie die Hand vor ihr Gesicht.

Sie drehte sich um. Ohne ein Wort zu sagen, ging sie vor.

Allerdings nicht sehr weit. Vor einer etwas von der Mauer abstehenden Holztür blieb sie stehen und deutete mit dem Finger gegen die Mitte.

Der Abbé nickte. »Aufschließen!«

Gitta bewegte sich. Ihre Hände verschwanden in irgendwelchen Taschen, die normalerweise nicht sichtbar waren. Sie holte tatsächlich einen Schlüssel hervor und brauchte auch kein Licht, um die Schloßöffnung zu finden. Der Schlüssel glitt hinein und ließ sich leicht drehen. Die Tür war offen.

Suko schob sie mit dem Fuß auf. Augenblicklich erhellte sich die Umgebung, weil durch das Gitterfenster genügend Tageslicht floß.

Es war kaum zu glauben, daß sich die Personen hier tief unter der

Erde befanden, aber das abfallende Gelände ließ eine derartige Bauweise zu.

Naomi stand vor dem Fenster. Sie schaute zur Tür hin, und zum erstenmal sahen der Abbé und Suko sie in voller Größe. Sie war noch ziemlich jung, sah aber schlecht aus.

Das braune Haar umgab ihren Kopf als eine wilde Flut, die Haut sah so krank und bleich aus, und das schlichte Kleid ließ kaum Umrisse ihrer Figur erkennen.

Die Augen lagen tief in den Höhlen. Der Blick flackerte auf eine seltsame Art und Weise. Suko fragte sich, ob das leise Lachen der abtrünnigen Nonne etwas mit dem Zustand der Gefangenen zu tun hatte.

War das die Naomi, mit der sie gesprochen hatten?

Selbst der Abbé war irritiert. Er wußte nicht so recht, wen er anschauen sollte, ob Naomi oder Suko, und als sich sein und Sukos Blick begegneten, da las der Inspektor die Unsicherheit und Skepsis in den Augen seines Partners.

Etwas war hier falsch…

»Da ist sie«, sagte Gitta. »Holt sie euch!«

Suko hatte sich an der Tür als Rückendeckung aufgebaut. Er überließ dem Abbé den Vortritt, der sich zudem auch besser mit der Person unterhalten konnte.

Bloch streckte den rechten Arm aus. »Wir sind da. Wir haben unser Versprechen gehalten.«

Naomi rührte sich nicht. Nur die Augen bewegten sich. Sie rollten.

»Nun komm…«

Keine Reaktion. Dafür lachte Gitta. »Vielleicht seid ihr die Falschen? Sie will nicht. Sie fühlt sich hier wohl. Sie wird einen Teufel tun und euch begleiten.«

»Es wäre besser für sie.«

»Nein, sie gehört zu uns. Wir haben sie aufgenommen. Ist das nicht so, Naomi?«

Die Angesprochene empfing auch den scharfen Blick der Nonne.

Etwas zögernd nickte sie.

Für die beiden Männer stand fest, daß die Gefangene beeinflußt worden war. Sie stand unter einem ungemein starken Druck. Er mußte in der Zwischenzeit, in der Naomi allein gewesen war, entstanden sein. Wahrscheinlich waren auch den abtrünnigen Nonnen die Schreie nicht verborgen geblieben. Sie hatte entsprechend gehandelt.

Der Abbé wollte es nicht glauben. Diese Person mußte einfach mit ihnen gehen. Sie konnten sie nicht allein lassen. Deshalb wollte er kurzen Prozeß machen und ging vor.

Es war eine fast leere Zelle, die ihn aufnahm, und er hörte plötzlich den Schrei, vermischt mit den böse klingenden Worten. »Rühr mich

nicht an!«

Erschreckt blieb Bloch stehen. Er warf einen Blick über die Schulter. Gitta stand da und grinste. Suko hatte die Stirn gekraust, auch er kam mit der Situation nicht zurecht.

»Sie will nicht. Ihr habt es doch gehört!«

»Wir werden sie mitnehmen!« erklärte Suko.

Wieder sprach Naomi. »Meine Kinder!« keuchte sie. »Meine Kinder sind in der Nähe. Ich spüre sie. Ja, meine Kinder… sie … sie werden kommen. Ich bleibe hier, ich warte auf sie.« Sie redete schnell, hektisch, die Worte überschlugen sich dabei, und es hörte sich an, als wollte das eine das andere einholen. Dann fing sie an, sich zu bewegen. Sie wiegte den Kopf, sie streichelte ihren Körper und sprach flüsternd von ihren beiden Söhnen, die sie auf keinen Fall im Stich lassen wollte.

Bloch war es leid. Er wandte sich an Gitta. »Was habt ihr mit der Frau gemacht?«

»Wir?« Sie lachte und breitete dabei die Arme aus. »Wir haben nichts mit ihr gemacht, überhaupt nichts. Nein, um so etwas brauchen wir uns nicht zu kümmern.« Ein Finger deutete auf den Abbé.

»Haben Sie nicht stolz davon gesprochen, daß es Josephiel nicht mehr gibt? Das mag sein, aber er ist trotzdem unter uns, wenn auch in einer anderen Form. Ihr dürft sein Erbe und dessen Einfluß nicht vergessen. Hier könnt ihr es hautnah erleben. Naomi weiß, was sie ihren Kindern schuldig ist. Sie ist die Mutter, und die Mutter verläßt ihre Kinder nicht.«

»Aber sie hat sie töten wollen.«

»Wer sagt das?«

Bloch wußte nicht mehr so recht weiter. Er wandte sich mit einem hilfesuchenden Blick an Suko, und der wollte endlich Nägel mit Köpfen machen, was er auch durch ein Nicken anzeigte.

Dann trat er vor.

Er gab sich sicher. Er war ein Mann, der sich nicht aufhalten ließ, und damit überraschte er auch Gitta, die es versuchte. Vergeblich.

Plötzlich stand Suko vor Naomi!

Ihr gefiel es überhaupt nicht, denn sie hatte die Haltung einer Katze angenommen. Die Arme zur Seite gestreckt, die Handflächen gegen die Wand gedrückt, stand sie sprungbereit da.

Suko brauchte nur aus der Nähe her in ihre Augen zu sehen, um Bescheid zu wissen.

Jemand beeinflußte sie.

Da Josephiel nicht mehr existierte, konnte sie nur unter dem Einfluß dessen stehen, was ihr eigener Leib geboren hatte, die Zwillinge nämlich, und in ihnen vereinigten sich das Böse und die Macht ihres Vaters.

Es war genau die Sekunde vor dem Angriff, die Suko noch als seine Chance ausnützte. Er bewegte seinen rechten Arm so schnell, daß die Bewegung mit den Augen kaum zu verfolgen war.

Dann schlug er zu.

Ein Treffer wie aus dem Bilderbuch und dabei dosiert geschlagen. Die Handkante hatte genau die Stelle getroffen, die Suko sich ausgesucht hatte. Urplötzlich verschwand der Ausdruck aus den Pupillen der Frau, es gab überhaupt kein Leben mehr in ihnen, und in den Knien sackte Naomi zusammen.

Suko wollte sie nicht auf den Boden fallen lassen, fing sie auf und drehte sich sofort um.

Unter der Haube sah er nicht mehr das glatte Gesicht der abtrünnigen Nonne. Es hatte sich in eine böse Fratze verwandelt.

Der Ausdruck von Wut und Haß prägten das Gesicht, und auf der Stelle drehte sie sich um, wobei sie es schaffte, den Abbé mit einem Schlag ihrer Faust gegen die Wand zu wuchten.

Sie hatte freie Bahn und rannte durch die offene Tür.

»Halt sie fest!« schrie Suko, aber der Abbé brauchte eine gewisse Zeit, um sich von dem Schock zu erholen. Er war etwas durcheinander. Als er schließlich reagierte und auf die Tür zulief, war Suko bereits an ihm vorbeigerannt und stand im Gang. Die bewußtlose Naomi hatte er sich über die Schulter gewuchtet.

»Suko, es tut mir leid, ich…« Er preßte eine Hand auf die getroffene Stelle. »Ich habe damit nicht gerechnet.«

»Keine Vorwürfe, schon gut.«

Die Treppe lag an der rechten Seite. Sie führte hoch in die Düsternis, und von dort oben hörten sie Stimmen. Jawohl, Stimmen. Denn da hatten sich einige der Namenlosen Nonnen versammelt, möglicherweise alarmiert durch Gittas Schreie.

Der Abbé und auch Suko liefen noch nicht die Stufen hoch. Sie blieben vor der ersten stehen. Suko holte seine Lampe hervor und ließ den Strahl über die Treppe gleiten. Er hatte die Optik etwas verstellt, damit der lange Lichtfinger eine bessere Breite bekam und mehr von der Treppe erfassen konnte.

Gitta sahen sie noch.

Aber auch die anderen waren vorhanden. Sie drängten sich am Ende der Treppe zusammen, was nicht weiter tragisch gewesen wäre. Aber die Waffen, die vorhin noch an den Wänden der Halle gehangen hatten, befanden sich nun in ihren Händen, und sie sahen nicht so aus, als würden sie auch nur eine Maus passieren lassen.

»Damit habe ich nicht mehr gerechnet!« flüsterte der Abbé, nachdem er seinen ersten Schock überwunden hatte.

»Ich auch nicht«, gab Suko zu.

»Was machen wir jetzt?«

»Hochgehen.«
»Und dann?«
»Werden wir sehen…«

***

Sie waren da, daran gab es nichts zu rütteln. Aber wir sahen die Zwillinge nicht, denn sie hielten sich verdammt gut versteckt. Irgendwo im Haus, das sie besser kannten als wir. Ich lauerte auf eine weitere Bemerkung, die aber nicht erfolgte. Sie blieben stumm, wahrscheinlich wollten sie uns mit der ersten Angst allein lassen.

Angst hatte ich tatsächlich. Ich wußte, zu welchen Dingen diese beiden fähig waren, und in diesem Augenblick erschien mir das Mädchen als Hemmschuh.

Nur konnte ich die Kleine nicht laufen lassen. Wenn Carla das Haus verließ oder wenn sie sich noch innerhalb des Hauses von mir zu weit entfernte, konnte es durchaus möglich sein, daß sich die kleinen Monstren auf sie stürzen und sie ebenso brutal töteten wie die Tante Serafina. Deshalb war es unbedingt nötig, daß sich das Mädchen in meiner Nähe aufhielt und sich nicht entfernte.

Es stand an der Tür.

Auch zu weit weg für meinen Geschmack. Mal schaute Carla nach rechts, dann wieder nach links, und da wurde ich dann von ihrem Blick getroffen. Ich sah auch ihre Unsicherheit. Wenn sich Fragen überhaupt in Augen abzeichnen können, so war das bei ihr der Fall. Sie war so unsicher und wußte nicht, was sie unternehmen sollte.

Ich winkte ihr. »Komm«, formulierten meine Lippen.

Carla zögerte noch, dann aber bewegte sie sich auf Zehenspitzen in meine Richtung. Das vorsichtige Auftreten brachte nichts, die Bohlen »meldeten« sich trotzdem. Sie schwiegen erst, als Carla neben mir stand. Ich sah ihre Augen vertrauensvoll auf mich gerichtet, und sie hob auch dabei die Schultern. »Was… was … machen wir denn jetzt?«

Sie hatte für meinen Geschmack zu laut gesprochen. Ich legte einen Finger auf meine Lippen, sie begriff und zeigte es durch ein Nicken an, dann erst redete ich weiter. »Wir können nicht hier im Haus bleiben. Da sitzen wir in der Falle.«

»Und was willst du tun? Weißt du es schon, John?«

Klar, daß sie von einem Erwachsenen eine Antwort erwartete. Ich wollte sie auch nicht mit Worthülsen wie »Wir müssen hier raus« abspeisen, sondern wies auf das Fenster.

Carlas Augen vergrößerten sich. »Dort…?«

Ich nickte.

»Aber, das ist zu klein.«

»Nicht für dich«, flüsterte ich zurück.

Sie mußte mich verstanden haben, wollte es aber nicht zugeben.

»Ich soll wirklich aus dem Fenster…?«

»Es wird für dich reichen. Nicht für mich. Ich bin leider etwas zu breit.«

»Aber dann bist du allein, John.«

»Das weiß ich doch. Es ist mir auch lieb so.«

»Du hast Angst um mich, wie?« fragte sie.

Es hatte keinen Sinn, lange zu diskutieren. Ich faßte Carla an beiden Schultern an und drehte sie dem Fenster zu. »Klettere hindurch, und dann lauf weg.«

»Klar, John, wie du meinst.«

Mir dauerte es zu lange. Ich hatte längst das Gefühl, in einer Falle zu hocken. Wenn ja, dann würde eine Flucht aus dem Fenster auch nicht gelingen, das hatten die Zwillinge möglicherweise einkalkuliert. So klein sie auch waren, sie handelten jedoch kalt und gnadenlos, und sie lernten sicherlich jeden Tag dazu.

Das Fenster war klein, lag zum Hang hin, und Carla faßte nach dem Griff, um es aufzuhebein. Sie berührte das Metall bereits, als sich die Scheibe verdunkelte und das Mädchen vor Schreck einen leisen Schrei ausstieß.

Ich hatte nicht zu Carla hingeschaut und die Tür unter Kontrolle gehalten. Der Schrei allerdings ließ mich herumfahren, genau in dem Augenblick, als Carla zurückwich.

Da sah auch ich das Gesicht hinter der Scheibe. Es war einer der Zwillinge. Der Junge hockte mit vorgestreckten Armen am Hang.

Er stützte sich mit seinen Händen ab. In dieser Haltung kam er mir vor wie ein sprungbereiter Affe. Das Gesicht war zu einem häßlichen Grinsen verzogen, böse Augen starrten gegen die zurückweichende Carla, und auch ich konnte meine Überraschung nicht verbergen.

Als ich die Zwillinge am Friedhof gesehen hatte, da waren sie mir viel kleiner vorgekommen.

»John, das ist er…«

Das Jammern des Mädchens gab mir einen Stich. Und der Junge grinste breit, wobei er noch die Zunge vorstreckte, als wollte er von außen die Scheibe ablecken.

Ich war versucht, meine Waffe zu ziehen, um in das Gesicht zu schießen, ich ließ sie stecken. Ich wollte auf keinen Fall etwas provozieren. Möglicherweise brachte ich durch eine derartige Tat Carla in eine nur noch größere Gefahr.

»John, was soll ich denn tun?«

Ich wußte es nicht. Es stand nur fest, daß der Fluchtweg durch das Fenster versperrt war.

Der Zwilling zog sich zurück. Er huschte zur Seite. Kleine Steine hatten sich bei seiner Bewegung gelöst. Sie rollten den Hang hinab und tickten gegen die Scheibe.

»Ob der zweite schon im Haus ist?« Carla hatte es gefragt, und ich mußte ihr eine gute Logik zugestehen. Kinder sehen gewisse Dinge oftmals realistischer. Sie machen sich auch keine Gedanken darüber, wie gefährlich die sind, sie hielten sie einfach fest.

»Das ist möglich.«

»Wir haben doch das Lachen gehört.«

Ich nickte. Natürlich mußten wir weg. Dieses Haus war zu einer Falle geworden. Wenn sie zuschnappte, konnten wir beide leicht unser Leben verlieren.

Was würden die Zwillinge tun? Noch hatten sie es nicht mit einem direkten Angriff versucht. Möglicherweise lag es an mir und an meinem Kreuz. Das hatte schließlich mitgeholfen, ihren Vater zu vernichten. Bestimmt wußten sie davon, denn er mußte sie mit Informationen versorgt haben, als er noch lebte.

Hilfe konnten wir nicht erwarten. Wer sollte uns auch zur Seite stehen? Die Menschen aus dem Ort bestimmt nicht, sie fürchteten sich ebenfalls vor dieser grauenhaften Legende. Wenn die Zwillinge es wollten, konnten sie das Dorf zertrümmern, die Kräfte dazu besaßen sie. Das hatten sie auch auf dem Friedhof bewiesen.

Carlas Furcht hielt sich in Grenzen. Sie versuchte es sogar mit einem Lächeln, als sie mich anschaute und feststellte: »Jetzt sitzen wir aber ganz schön in der Tinte, John.«

»Da hast du recht.«

»Und wie kommen wir da wieder raus?«

Das wußte ich auch nicht genau. Ich gab ihr eine indirekte Antwort. »Wir müßten eigentlich den zweiten suchen. Willst du mir denn helfen?«

»Klar.«

»Dann bleib du hier, Carla. Behalte das Fenster im Auge. Ich werde vorn einmal nachschauen, ob einer der Jungen den Bereich der Tür unter Kontrolle hält.«

»Tu das.«

Ich schlich aus dem Raum. In der Wohnküche jenseits des schmalen Flurs war es still. Da tickte nicht mal eine Uhr. Ich mußte auch wieder an die tote Serafina denken. Sicherheitshalber bewegte ich mich dicht an der Wand entlang, hielt dabei die Fenster im Auge, entdeckte hinter den Scheiben aber keine Bewegung. Niemand kam und lugte ins Haus. Wie ich das einstufen sollte, wußte ich selbst nicht. Zumindest rechnete ich mit einigen Tricks und mit bösen Überraschungen.

Dann hörte ich ein Geräusch.

Nicht im Haus – außen.

Es war für mich nicht zu identifizieren. Es hörte sich irgendwie grollend an, es nahm auch an Lautstärke zu. Etwas wuchtete immer näher, beinahe wie eine Lawine.

Der letzte Ausdruck blitzte durch meinen Kopf.
Lawine!
Das konnte es sein.
Aber nicht aus Schnee oder Eis. Es gab schließlich noch andere Lawinen. Aus Stein zum Beispiel.
Über mir vibrierte plötzlich das Dach. Aber nur sehr kurz, dann brach es plötzlich zusammen.
Es war ein schreckliches Geräusch. Die Steine mußten ein so großes Gewicht gehabt haben, daß es nichts gab, was ihnen noch widerstehen konnte. Sie hatten auf dem Weg zum Haus sicherlich einige Hindernisse aus dem Weg geräumt.
Ich mußte aus dem Raum.
Die Gedanken wirbelten gleichzeitig durch mein Gehirn. Ich hörte Carla auch schreien, und plötzlich erlebte ich den totalen Zusammenbruch. Ein mächtiger Felsbrocken hatte das Dach des Hauses zum Großteil zerstört. Da hielt auch kein Deckengebälk.
Alles brach unter dem mörderischen Gewicht zusammen. Die Einrichtung wurde regelrecht zerquetscht.
Ich hatte mich in den schmalen Flur hineingeworfen. Dort lag ich auf dem Boden, die Hände und auch die Arme schützend über meinen Kopf gelegt, während um mich herum eine Hölle tobte. Ich sah nichts mehr, denn die normale Welt war unter einem Schleier aus Staub verschwunden.
Wände vibrierten, auch über mir riß etwas entzwei, dann segelten schwere Brocken nach unten, und auch ich wurde nicht verschont. Balken, Bretter, Steine, alles stürzte in die Tiefe. Ich hatte das Gefühl, begraben zu werden. Etwas erwischte meinen Körper und auch den Kopf gleichzeitig.
Das war der große Hammer.
Mir wurde schwarz vor Augen, und ich sackte zusammen, während die Welt um mich herum verging…

***

Auch Carla hatte das Geräusch gehört!
Sie stand im ersten Moment still, den Blick auf das Fenster gerichtet und lauschend. Sie war ein Kind der Berge, und ähnliche Laute hatte sie schon des öfteren gehört. Nie direkt in ihrer Nähe, wenn die Lawinen rutschten, dann weiter oben, im Bereich der Gletscher. In die Nähe von Trivino waren sie nicht gekommen.
Das Donnern nahm zu.
Carla wollte nach ihrem neuen Freund rufen und ihn vor der Katastrophe warnen, aber sie hatte zu lange gewartet, denn plötzlich war das Verhängnis da.
Es rollte heran.

Sie sah es als einen riesigen Schatten, der zuckend in die Höhe sprang und plötzlich über dem Haus war.

Das Krachen überdeckte ihren Schrei. Carla warf sich zur Seite, sie kroch über den Boden, sie rechnete damit, daß über ihr das Dach zusammenbrechen und sie unter den Teilen begraben würde.

Alles – alles kam ihr in den Sinn. Sie fürchtete um ihr Leben, sie wollte nicht sterben und…

Das Dach brach, doch der Brocken fiel nicht auf sie nieder.

Staub und Dreck wogten ihr entgegen. Sie hörte es in ihrer Umgebung krachen. Immer wieder rissen andere Stellen. Das Haus sollte ihr Grab werden, doch Carla hatte Glück im Unglück. Sie erlebte nur eine Staublawine, ansonsten geschah nichts. Sie blieb unverletzt, mußte husten, und hatte ihre Hände auch nicht mehr gegen die Ohren gepreßt, sondern saß da und lauschte.

Noch immer rieselte es von oben herab. Kleinere Steine landeten um sie herum, sie trafen sie auch, aber das waren nicht mehr als Mückenstiche. Eine seltsame Ruhe trat ein. Aus der Ferne hörte sie laute Stimmen. Natürlich war diese Felslawine nicht unbeobachtet geblieben, aber die Menschen würden wohl in ihren Häusern bleiben und sich kaum an die Unglücksstelle heranwagen.

Alle hatten Angst – alle!

Carla empfand es als schlimm, daß sie nichts hörte. Sie wußte ja, wo ihr neuer Freund hingegangen war, und sie hatte auch mitbekommen, wo diese Felslawine das Dach des Hauses eingerissen hatte. Das war dort gewesen, wohin sich John Sinclair geflüchtet hatte.

Aus dieser Richtung hörte sie nichts. Alles war so ruhig, für sie einfach schlimm ruhig.

Ein paarmal holte sie Luft. Dabei atmete sie auch den Staub ein und schmeckte ihn auf der Zunge. Er klebte in ihrem Hals, er machte ihn rauh. Sie mußte husten und ärgerte sich darüber, weil dieses Husten gehört werden konnte.

Es gab ihr niemand Antwort.

Allmählich kehrte bei ihr die Angst zurück. Sie schaute hoch. Da waren einige Lücken im Dach, wo der Fels die Steine einfach weggerissen hatte. Keine Mauer war eingebrochen, hier stand fast noch alles. Nur wenn sie den Kopf drehte und dort den Staub sah, wo John Sinclair verschwunden war, dann klopfte ihr Herz schneller.

Da war einiges zusammengebrochen. Der Staub nahm ihr zudem die Sicht. Sie konnte nichts erkennen.

Wenn sie wissen wollte, ob John noch lebte, mußte sie hingehen.

Es rutschte nicht mehr viel nach. Hin und wieder hörte sie ein Knacken, dem der Aufprall folgte.

Die Furcht hatte jedoch einen anderen Grund. Es war die Angst vor dem Unheimlichen, dem Teuflischen, den beiden Jungen eben, die

diese Steinlawine zu verantworten hatten.

Carla stand auf.

Behutsam setzte sich das Mädchen in Bewegung. Schritt für Schritt und sehr bald auch über Steine und Balken steigend, die aus dem Gefüge gerissen worden waren.

Der Staub hatte sich zum größten Teil wieder gesenkt, und sie konnte besser sehen.

Die Hände preßten sich zusammen, als sie das Bild wahrnahm, das durch den dünnen Staubschleier sichtbar war. Es waren eben die Trümmer, es war die zerstörte Einrichtung, und zwischen all dem Chaos mußte ein Mensch liegen.

Carla preßte die Finger gegen die Lippen, während sie sprach.

»Bitte, laß ihn nicht tot sein. Bitte, lieber Gott, laß ihn nicht gestorben sein. Es darf nicht…«

Ihre Worte versickerten, denn sie war mittlerweile weiter nach vorn gegangen. Sie hatte den schmalen Flur erreicht. Er war zum Teil noch vorhanden, erst weiter vorn war das Dach eingestürzt. Es hatte den Wohnraum völlig verwüstet, aber dafür hatte Carla keinen Blick. Etwas anderes nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Dicht neben einer noch intakten Flurmauer lag eine staubige, verkrümmte Gestalt.

John Sinclair!

Er rührte sich nicht. Er hatte sich zusammengerollt, um dem fallenden Gestein so wenig Widerstand wie möglich zu bieten, aber er war nicht verschont geblieben. Dieser Mann machte auf Carla den Eindruck einer staubigen Leiche.

Leiche?

War er tot?

Sie fing an zu weinen, sie wollte es nicht glauben. Etwas in ihrem Innern sagte ihr, daß sie jetzt stark sein mußte. Wieder betete sie innerlich, daß der Schrecken doch nicht eintreten durfte. Es mußte doch eine Gerechtigkeit geben.

Carla entdeckte auch das Blut. Es zeichnete sich auf der hellen Staubschicht besonders gut ab. Und es war aus seiner Wunde am Kopf des Mannes gelaufen.

Um John herum lagen mehrere Steine. Er war von den Dachziegeln erwischt worden.

Sie kniete sich hin. Mit zittrigen Fingern faßte sie nach der Hand, die ihr entgegengestreckt wurde. Carla kannte sie auch. Sie wußte, wie man den Puls fühlte. Für ein zwölfjähriges Mädchen hatte sie schon einiges gesehen. Auch war ihr bekannt, wie Leichen aussahen. Das alles schoß ihr durch den Kopf und tat wenig dazu bei, sich auf die wichtigen Dinge zu konzentrieren.

Der Puls war nicht mehr festzustellen.

Für einen Moment wollte Carla es nicht wahrhaben. Sie hatte sich geirrt, sie mußte sich geirrt haben. John Sinclair konnte nicht tot sein, nicht durch diese kleine Wunde, das war bestimmt nicht möglich. Sie stand einfach unter einem zu starken Druck, und deshalb versuchte sie es noch einmal.

Volle Konzentration und den Atem anhaltend. Sie hatte sich kurz zuvor durch ihre eigenen Gedanken zu stark ablenken lassen, und aus ihrem Mund drang ein tiefer Seufzer der Erleichterung, als sie den Puls spürte. Wenn John lebte und nur bewußtlos war, würde sie ihn auch wieder auf die Beine kriegen. Daran glaubte sie fest. Sie mußte den Körper nur von der Wand wegziehen, und sie fürchtete sich auch davor, daß nach unten ragende Reste des Dachs noch in die Tiefe stürzen und das Leben des Mannes beenden konnten.

Carla setzte all ihre Kraft ein. Ihr Gesicht lief vor Anstrengung rot an. John Sinclair war schwer, und Carla hatte Mühe, ihn aus seiner Lage hervorzuzerren.

Er rutschte über den Boden und lag dann so günstig, daß Carla ihre Hände in die Achselhöhlen hineinstecken konnte, um fest zupacken zu können.

Das Mädchen gab nicht auf. Es kämpfte, es setzte seine Kraft ein und gab acht, nicht in die Splitter der zerbrochenen Fenster zu fassen. Das alles kam bei ihr zusammen, sie konzentrierte sich auf ihre Aufgabe, aber sie dachte dabei nicht mehr an die Gefahr.

Dafür schleifte sie John Sinclair in den am wenigsten zerstörten Raum.

Auf dem Rücken ließ sie ihn liegen. Die Zwölfjährige atmete schwer, sie war erschöpft, sie brauchte eine kleine Pause, dann wollte sie versuchen, ihren Freund wieder zurückzuholen.

Plötzlich hörte sie etwas.

Noch immer in der Nähe des Bewußtlosen sitzend, hob Carla den Blick. Sie schaute über den Körper hinweg nach vorn.

Im Gang standen sie und grinsten.

Da wußte Carla, daß sie verloren hatte…

***

»Kommt hoch! Kommt nur hoch!« Gitta bildete den Mittelpunkt der Frauen. Sie keifte ihre Worte und lachte zugleich. Sie fühlte sich sehr sicher und schrie weiter. »Wir erwarten euch, und wir werden euch fertigmachen. Das kann ich versprechen!«

Suko und der Abbé gingen keinen Schritt. »Jetzt sitzen wir in der Klemme«, sagte Bloch. »Hast du eine Idee?«

»Nicht direkt, aber wir müssen hier raus.«

»Schön, aber nur über die Treppe.«

»Eben.«

»Und was ist dort oben? Diese Weiber kennen keine Rücksicht, die werden uns durchbohren, darauf kannst du Gift nehmen. Die machen uns fertig, die freuen sich, wenn sie auf unsere Leichen treten können. Außerdem bist du durch Naomi behindert. Wir kommen nicht durch. Sie werden uns nicht lassen, außerdem wollen sie die Frau behalten. Kann es eine idealere Gefangene geben?«

»Stimmt alles, Abbé Trotzdem müssen wir durch.«

»Über die Treppe?«

»Ja.«

»Willst du dir den Weg freischießen?«

Suko antwortete nicht sofort. »Nur im Notfall, wenn sie uns angreifen.«

»Das werden sie!«

»Na? Traut ihr euch nicht?« keifte Gitta. »Ihr habt wohl Angst, wie?« Sie kicherte. »Hätte ich an eurer Stelle auch. Ihr seid hier eingedrungen. Ihr seid Fremde, und wir mögen keine Fremden. Wir wollen unter uns bleiben.«

Suko und der Abbé ließen sie keifen. Das machte ihnen nichts.

Gefährlich wurde es erst, wenn sie dicht vor ihnen standen und die Frauen mit ihren Waffen angreifen konnten.

»Du mußt dich auf mich verlassen, wenn es darauf ankommt, Abbé«, sagte Suko. »Es gibt eine Chance, und die werde ich nutzen.«

»Welche?«

Schon jetzt holte Suko seinen Stab hervor, behielt ihn aber in der Hand. Bloch kannte die Funktion dieser Waffe. Über seine Lippen huschte ein Lächeln.

»Ja, ich denke, das wird klappen.«

»Du wirst dich, wenn ich es dir sage, um Naomi kümmern. Alles muß schnell gehen. Ich werde sie weiter auf meiner Schulter liegenlassen und sie hochtragen, denn ich möchte nicht, daß die Frauen mißtrauisch werden. Wenn wir oben sind, werde ich handeln.«

»Okay, ich warte.«

Suko ging nicht einmal langsam. Er schritt die Treppe normal hoch und war nur froh darüber, daß Naomi sich noch nicht rührte.

Sie hätte ihnen noch größeren Ärger bereiten können.

Die Namenlosen Nonnen erwarteten sie. Gesichter schauten ihnen entgegen. In den Kutten und auch wegen der hochgeschobenen Kapuzen sahen sie alle gleich aus. Sie glichen wirklich bösesten Märchengestalten, die nur darauf warteten, ihre Opfer töten oder fressen zu können. Um die Griffe der Schwerter und Lanzen hatten sich knochige Fäuste geklammert. Einige hielten die Waffen gekippt, so daß die Spitzen auf die hochsteigenden Männer wiesen.

Suko hatte den Vortritt übernommen. Er kümmerte sich um nichts, es interessierte ihn auch nicht das höhnische Gesicht der Anführerin, und

Gittas Worte ließen ihn ebenfalls kalt. Sollte sie davon erzählen, wie sie durch die Waffe zerstückelt wurden? Ihm war es egal, er konzentrierte sich auf seine Aufgabe.

»Willst du sie noch immer haben, unsere junge Mutter?« höhnte die Anführerin.

»Und ob.«

»Das glaube ich nicht.«

Suko ging die nächsten beiden Stufen hoch. »Ich glaube es aber, und nur das zählt.«

»Meinst du?«

»Klar.« Er sprach locker und trat auf die nächste Stufe, dann auf die übernächste.

Die Sicherheit hatte bei Gitta für eine leichte Verwirrung gesorgt.

Sie wußte kaum, wo sie hinschauen sollte. Mal blickte sie nach vorn, dann wieder zur Seite, und sie versuchte auch, im Gesicht des Inspektors zu lesen.

Er kam näher.

Gitta überlegte. Sie schaute auf ihre Helferinnen. Dachte darüber nach, wen sie als erste gegen diesen Chinesen schicken konnte, der aber war schneller.

Er sagte nur ein Wort. Das aber sehr laut und deutlich, so daß es bis hinein in die Halle schallte.

»Topar!«

Und dann gab es nur noch ihn, der handelte, denn alle anderen waren zu Salzsäulen erstarrt…

***

Fünf Sekunden Zeit blieben Suko, um die Lage grundlegend zu verändern. Das war nicht viel, aber der Inspektor kannte sich aus, er hatte die Magie des Stabes nicht zum erstenmal eingesetzt und damit schon manche Situation gerettet.

Ihn und Gitta trennten nur mehr vier Stufen. Und diese Distanz hatte Suko trotz des Gewichts auf seiner Schulter in Windeseile zurückgelegt. Er tauchte dicht vor der Anführerin auf, die ihn gar nicht bemerkte. Suko zerrte sie herum, weg von den anderen, ließ gleichzeitig die bewußtlose Naomi zu Boden fallen und holte mit einem glatten Griff die Beretta hervor. Er preßte die Mündung genau in dem Augenblick neben Gittas rechtes Ohr, als die Zeit um war.

Gitta wußte nichts, die letzten Sekunden gab es für sie überhaupt nicht, und sie bekam einen nicht gelingen Schock, als sie Sukos flüsternde Stimme an ihrem Ohr hörte. »Wenn du dich bewegst, werde ich schießen. Die Mündung der Waffe befindet sich neben deinem Ohr. Zudem ist die Pistole mit geweihten Silberkugeln geladen. Du hörst also, daß wir uns abgesichert haben. Klar?«

Gitta konnte nicht reden. Die anderen Frauen waren ebenfalls verstummt. Einige von ihnen hatten sich gedreht, andere wiederum schauten den Abbé an, der noch auf der düsteren Treppe stand. Er konnte es nicht fassen, wie der Chinese es geschafft hatte, seinen Platz zu wechseln. Suko hatte sich auch an ihnen vorbeigedrückt und nicht eine Frau bei seiner Aktion zu Boden gestoßen.

»Wenn eine von euch auch nur die Absicht hat, die Waffe zu erheben, sollte sie es sich gut überlegen. Ich werde schießen. Dann müßt ihr euch eine neue Anführerin suchen!«

Sie schwiegen.

Auch Gitta sagte kein Wort. Aus ihrem Mund drangen heftige Atemstöße, worum sich Suko nicht weiter kümmerte. Diese Person war ihm egal.

»Ich bin okay, Suko!« meldete sich Bloch.

»Dann komm her.«

»Gut.« Der Abbé setzte sich in Bewegung. Auch er mußte dicht an den Frauen vorbei, die es nicht wagten, sich zu rühren. Sukos Worte hatten gefruchtet. Einmal drückte der Abbé sogar eine Waffe zur Seite, die ihm in den Weg gehalten wurde.

Neben Suko blieb er stehen. »Du hast gesagt, daß ich mich um Naomi kümmern soll.«

»Richtig.«

»Sie ist aber noch bewußtlos.«

»Kannst du sie tragen?«

»Das hoffe ich.«

»Dann los!«

Bloch bückte sich. Niemand griff ein, aber verschiedene Augenpaare schauten zu. Glücklicherweise hatte Naomi kein Übergewicht. Schon beim ersten Versuch schaffte es Bloch, den Körper hochzustemmen und ihn über seine Schulter zu legen. Er sackte etwas mit dem linken Bein ein, hatte sich aber sehr schnell wieder gefangen und nickte Suko zu.

»Wunderbar«, lobte er ihn. Er wandte sich an Gitta. »Kannst du dir denken, wie es weitergeht?«

Sie lachte meckernd. »Was immer ihr auch vorhabt, es wird euch nicht gelingen. Ihr sollt stets daran denken, daß es noch die Zwillinge gibt. Und die sind stärker als wir, viel stärker.«

»Das stimmt.«

»Auch stärker als ihr.«

Diesmal lachte Suko. »Es soll nicht euer Problem sein. Damit werden wir uns herumschlagen.« Für ihn spielte Gitta eine zweite Rolle. Wichtig war der Abbé. Den schickte Suko los, damit er schon das Kloster verlassen konnte.

Er selbst wartete noch, Gitta im Griff, und die Mündung der Waffe

gegen ihr Ohr gedrückt. Sie schäumte vor Wut. Über ihr bleiches Gesicht tanzten hektische rote Flecken, doch Suko kümmerte sich nicht um sie. Er gab den anderen Frauen zu verstehen, die Waffen fallen zu lassen und anschließend die Treppe hinab in den Keller zu gehen.

Sie gehorchten.

Schwerter und Lanzen klirrten auf den Steinboden, was Gitta wiederum in Wut brachte, denn aus ihrem Mund drang ein jaulender Ton. Suko hatte Zeit. Er wartete, bis die Frauen am Ende der Treppe verschwunden waren, dann erst zerrte er Gitta herum und nahm sie mit einer geschickten Bewegung in den Polizeigriff.

Stöhnend beugte sich die Frau nach vorn. Ihre Stimme erstickte beinahe an der eigenen Wut, als sie erklärte, daß Suko es noch bereuen würde.

Er kümmerte sich nicht darum und drückte sie nach vorn. Sie nahmen denselben Weg, den auch der Abbé gegangen war. Er hatte bereits das Kloster verlassen, die Eingangstür jedoch nicht geschlossen. Helles Tageslicht fiel in die Halle.

Bloch hatte die Frau von seiner Schulter zu Boden gleiten lassen.

Sie lag dort bewegungslos, wohl noch immer bewußtlos, wurde aber von Bloch nicht aus den Augen gelassen.

Suko zerrte die schwere Tür hinter sich zu. Gitta noch immer im Polizeigriff haltend, blieb er schließlich neben seinem Freund stehen und lächelte.

Auch Bloch mußte lächeln. »Das war eine reife Leistung.«

»Ja, manchmal bin ich richtig gut.«

»Und was machen wir mit ihr?« Suko lachte und sprach Gitta an.

»Was denkst du dir, was wir mit dir tun könnten?«

Als Antwort fluchte sie nur. »Sie wird ein Hindernis sein.« Suko stimmte Bloch zu. »Ja, das wird sie, aber nicht mehr lange.« Er griff zum gleichen Mittel wie bei Naomi. Ein gut angesetzter und trockener Schlag mit der Handkante schickte er auch die Anführerin der Namenlosen ins Reich der Träume. »So, das hätten wir.«

»Und jetzt suchen wir John.«

»Vergiß die Zwillinge nicht.«

Ein Stöhnen lenkte beide Männer ab. Sie hatten für einen Moment nicht auf Naomi geachtet. Die war inzwischen aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht und hatte sich aufgesetzt. Es ging ihr sogar ganz gut, sie machte keinen unbedingt benommenen Eindruck, schaute sich nur um und war etwas verwundert.

»Können Sie aufstehen?« fragte Bloch und streckte ihr die Hand entgegen.

Naomi zog sich daran hoch. Beide Männer sahen ihr Gesicht aus der Nähe und schauten in die Augen. Der Blick war etwas wirr, leicht

verdreht, und Naomi stand auch innerlich unter Strom, denn immer wieder glitten ihre Handflächen am Stoff des Kleides auf und ab.

»Irgendwas hat sie«, flüsterte Bloch.

»Warte ab.«

Lange brauchten die Männer nicht zu warten. Plötzlich riß Naomi den Mund auf. Ihre geschrienen Worte hallten gegen die Klostermauern und wurden von dort als Echo zurückgeschleudert. »Ich will zu meinen Kindern. Ich bin die Mutter! Ich allein…« Die letzten Worte hatten sich zwar überschlagen, waren aber noch zu verstehen gewesen, und Suko nahm diesen Ball sofort auf.

»Weißt du denn, wo deine Kinder sind?«

Naomi ging einen Schritt zurück und schlug dabei gegen ihre Brust. »Ja, ich weiß es. Ich bin die Mutter! Jede Mutter weiß und spürt, was mit ihren Kindern geschehen ist.«

»Willst du hin?«

»Ich gehe!«

»Und wir dürfen mit?«

Naomi beantwortete die Frage auf ihre Weise. Sie drehte sich abrupt um und ging davon.

»Es läuft ja gut«, murmelte Suko.

***

Carla starrte die Zwillinge an und wußte nicht, was sie denken sollte. Sie waren so plötzlich erschienen, sie waren relativ klein und wirkten trotzdem wie Riesen, so daß sie sich ihnen gegenüber klein vorkam.

Keiner unterschied sich vom anderen. Auf ihren Köpfen verteilte sich das blonde Lockenhaar. Sie trugen gestrickte Kleidung, sie waren schmutzig, und Carla traute sich zunächst nicht, einen Blick in ihre Gesichter zu werfen. Als sie sich dennoch dazu überwunden hatte, erschrak sie zutiefst.

Das waren keine Gesichter, die zu den Haaren paßten. Keine netten Jungengesichter, das… das … waren eklige Fratzen, trotz der Glätte. Fratzen, denn die Münder waren durch das Grinsen zu breiten Mäulern geworden, als wollten sie eine Botschaft verteilen.

Kleine Nasen, weich fließende Kinnpartien, aber Augen, in denen etwas stand, vor dem sich das Mädchen fürchtete.

Sie konnte es nicht beschreiben. Es war einfach eine andere Welt, die sie dort las. Etwas, mit dem sie nie zuvor zu tun gehabt hatte, vor dem sie aber instinktiv zurückschreckte, weil es eben so gnadenlos und auch bösartig war.

Carla konnte nicht begreifen, daß hier eine andere Welt in Person dieser beiden Jungen vor ihr stand. Es wollte ihr einfach nicht in den Sinn. Diese Kinder waren keine Kinder mehr, auch wenn sie so aussahen, von ihnen strahlte die Kälte des Todes ab.

»Da liegt er«, sagte der rechte.

Sein Bruder nickte. »Ja, unser Todfeind.«

»Lebt er denn noch?«

»Ich weiß es nicht.«

»Lebt er?« schrie der rechte Junge Carla entgegen, die während der Worte zusammengezuckt war.

»Weiß ich nicht.«

»Doch, du weißt es!«

Da nickte sie.

Ein grollendes Lachen schwang ihr entgegen. »Wenn du uns belogen hättest, dann hätten wir dich zerrissen. So aber kannst du zuschauen, wie wir zuerst ihn zerreißen. Er hat unseren Vater getötet. Er hat es getan. Wir haben gespürt, wie der Vater starb. Seine Schmerzen und Qualen sind auch auf uns übergegangen, und wir haben mit ihm gelitten. Wir haben so viel Schreckliches durchgemacht, doch als wir uns davon erholt hatten, wußten wir, welchen Weg wir gehen würden. Den Weg der Rache. Wir werden dort weitermachen, wo unser Vater aufgehört hat. Er war ein Engel, er war etwas Besonderes. Er hat seine Welt verlassen, um sich den Menschen hinzugeben. Er wollte ihnen zeigen, wie mächtig man sein kann, aber sie haben ihn nicht gelassen. Einige von ihnen haben gespürt, daß er anders ist, sie haben versucht, ihn zu jagen. Die meisten sind tot, doch nicht alle. Unser Vater hat gewußt, daß er etwas hinterlassen mußte, damit er nicht in Vergessenheit geriet. Er hat sich eine Frau gesucht, er hat mit ihr zwei Kinder gezeugt – uns. Und diese Frau, unsere Mutter Naomi, lebt noch. Wir haben es versucht und es geschafft. Es gibt zwischen ihr und uns einen Kontakt. Sie sind dabei, sie zu lieben, und wir werden sie später auch so lieben, wie wir es mit unserem Vater getan haben. Später, wenn alles vorbei ist.«

Carla hatte zugehört. Allerdings war es ihr nicht möglich gewesen, alles zu begreifen. Nur hatte sie in gewisser Hinsicht das Glück, ein Kind zu sein. In ihrem Innern hatte sich ein Abwehrmechanismus eingeschaltet, der sie glauben ließ, sich nicht in einer unbedingten Lebensgefahr zu befinden. Möglicherweise rührte daher auch ihr praktisches Denken, und aus diesem wiederum resultierte ihre Frage.

»Bitte… wo … wo kommt ihr her?«

»Wir leben bei ihnen, den Nonnen, aber wir haben nicht nur sie als Helfer gehabt. Wir können überall sein, wenn wir wollen, denn aus einer anderen Welt tauchten plötzlich Beschützer auf, den die normalen Menschen als Nebel sehen. Tatsächlich aber sind es dämonische Geister, denn auch wir haben unsere Schutzengel. Das verdanken wir ebenfalls unserem Vater Josephiel und deshalb sind wir ihm auch für alle Zeiten dankbar. Wir werden ihn nie vergessen, und wir haben ihm versprochen, in seinem Sinne zu handeln. Darauf

können sich alle verlassen. Hier werden wir unser Reich aufbauen, von hier nehmen wir Kontakt zu den Menschen auf, und genau hier liegt unser Todfeind.«

Sie schauten auf die staubige reglose Gestalt des Geisterjägers, aber sie berührten sie nicht. Sie trafen überhaupt keine Anstalten, ihn zu schlagen oder zu treten, irgend etwas mußte er an sich haben, was sie noch davon abhielt.

»Wie heißt du?«

»Carla.«

»Möchtest du am Leben bleiben?«

Sie nickte.

»Kennst du ihn gut?«

»Weiß nicht.«

»Seinen Namen, nicht?«

»Das schon.«

»Wenn du am Leben bleiben willst, dann wirst du uns helfen müssen, Carla.«

Sie überlegte. Aber sie kam nicht darauf, was die beiden von ihr wollten. Auf keinen Fall würde sie etwas tun, was ihren neuen Freund in den Tod trieb.

»Was muß ich denn tun?«

Die beiden lachten synchron. So hatten sie es haben wollen, und sie waren sich ihrer Sache auch sicher. »Bevor wir ihn zerreißen, mußt du ihm etwas abnehmen.«

»Was denn?«

»Er trägt ein Kreuz bei sich, das wir nicht mögen. In ihm sind die Zeichen der Engel eingeritzt worden, aber es sind auch Zeichen, die unser Vater nicht mehr wollte. Es sind welche aus seiner Welt gewesen, die er verlassen hat. Er haßt das Kreuz, er mag es nicht mehr, und wir mögen es auch nicht, wenn wir so werden wollen wie unser Vater – oder es schon längst sind.«

Carla war irritiert. Sie kam damit nicht mehr zurecht. Das überstieg für einen Moment ihr Begriffsvermögen, und die Zwillinge merkten, wie sie mit sich kämpfte.

»Was ist? Wolltest du uns nicht helfen?«

»Ich kenne es nicht.«

»Das Kreuz?«

»Ja.«

»Keine Sorge, er trägt es bei sich. Es gehört zu ihm wie der Teufel zur Hölle. Du brauchst nicht einmal lange zu suchen. Wahrscheinlich baumelt es vor seiner Brust.«

Carla nickte. »Und dann? Was soll ich tun, wenn ich es gefunden habe? Könnt ihr mir das sagen?«

»Du wirst es weit, sehr weit wegwerfen. Wir möchten es nicht sehen.

Wir wollen auch nicht daran erinnert werden. Wenn du es getan hast, stehst du auf unserer Seite.« Der Sprecher, es war der rechte Zwilling, ging vor und faßte Carla an. »Wenn du es nicht tust, dann bist du verloren.« Er setzte zu einer Demonstration der Stärke an.

Bevor Carla wußte, was mit ihr geschah, hatte er sie mit einer Hand in die Höhe gehoben, streckte den Arm und schwang ihn dann noch einmal hoch und auch zurück, als wollte er das Mädchen kurzerhand in einer der Schluchten schleudern.

Sie schrie nicht einmal. Ihre Kehle saß zu, und der Magen revoltierte. Wenn sie den Mund öffnete, kriegte sie kaum noch Luft, und alles drehte sich vor ihren Augen. Ihre Schulter schmerzte, wo die Finger sie hielten, dann wurde sie wieder auf den Boden gestellt, und schaute in das kalt grinsende und zur Fratze gewordene Gesicht des kleineren Jungen.

»Weißt du jetzt Bescheid?«

»Ja.«

»Dann bück dich und nimm das Kreuz an dich.«

Carla mußte tief einatmen. Sie wollte Kraft tanken, sie wollte eigentlich alles tun, aber sie schaffte es nicht, auch nur darüber nachzudenken. Die letzte Zeit war ihr vorgekommen wie in einem Traum, und auch jetzt fragte sie sich, ob das alles noch stimmte.

Dann ging sie in die Knie, um das Kreuz ihres Freundes John Sinclair zu suchen…

***

Stimmen? Eine – mehrere?

Ich wußte es nicht. Ich kam damit nicht klar. Tief in meinem Gehirnkasten hörte ich diese Stimmen, die so hell klangen und eigentlich nicht zu einem Erwachsenen paßten, eher zu Kindern.

Es waren nur kurze Gedanken, die mich quälten. Schlimmer schon empfand ich die Schmerzen, die sich zumeist in den oberen Regionen meines Körpers festgesetzt hatten, vor allem im Kopf.

Dort tobten sie sich aus. Dort hinterließen sie explosionsartige Stiche, die auch für mein Erwachen gesorgt hatten. Ich kam langsam wieder zu mir. Ich schwebte aus einer dunklen Tiefe empor wie ein schmaler Geist.

Wohin? In den Himmel? In die Wolken? In die… da waren wieder die Stimmen.

Sie rissen mich weg von meinen Gedanken, aber nicht von den Schmerzen im Kopf. Sie blieben, aber sie waren dabei nicht so stark, daß sie die Stimmen überdeckten, und plötzlich konnte ich einige Worte verstehen. Nur für kurze Zeit, dann löste sich meine Konzentration wieder auf. Ich versuchte es erneut, und diesmal klappte es besser.

Ich hörte zu.
Es wurde über mich gesprochen.
Und ich tat in diesem Augenblick genau das Richtige, indem ich mich *nicht* meldete. Ich blieb auf dem Boden liegen wie jemand, der sich noch immer in einer tiefen Ohnmacht oder Bewußtlosigkeit befindet. Ich ließ alles an mir vorbeitreiben und konzentrierte mich zunächst auf die Unterschiede der Stimmen.
Eine kannte ich.
Sie gehörte einem Mädchen. Es hatte sich sogar an meiner Seite befunden. Ich war mit ihr in ein Haus gegangen, wir hatten die tote Serafina gefunden und…
Da kehrte die Erinnerung zurück. Plötzlich wußte ich Bescheid.
Es war nicht nur das Haus gewesen, in das ich mit dem Mädchen hineingegangen war. Es war plötzlich zusammengekracht, weil ein gewaltiger Felsbrocken es erwischt hatte.
Und mich auch.
Sie sprachen über mein Kreuz.
Die Stimmen überdeckten meine Gedanken. Ja, sie redeten über das Kreuz, das für sie gefährlich werden konnte und das keiner von ihnen an sich nehmen wollte.
Mein Kreuz!
Ich krampfte mich zusammen. Gleichzeitig hoffte ich darauf, daß niemand merkte, wie weit ich schon wieder erwacht war. Ich schwitzte. Der Schweiß lag auf dem Gesicht, er bedeckte den Körper ebenfalls. Auf der Gesichtshaut spürte ich auch das Jucken, als hätte dort jemand Pulver verteilt. Möglicherweise hatte sich der Staub schon mit dem Schweiß vermengt und diesen Reiz hervorgerufen.
Ich hütete mich davor, einen Arm anzuheben und zu kratzen.
Wichtig waren andere Dinge, und die mußte ich sehr vorsichtig angehen. Besonders das Öffnen der Augen. Kein Zucken mit den Lidern, das wäre aufgefallen.
Es kostete mich eine ungeheure Konzentration, die Augen so zu öffnen, wie ich es mir vorgenommen hatte. Einen winzigen Spalt bekam ich sie auf. Es reichte aus, um erkennen zu können, daß Carla in meiner Nähe stand, und sich ihr gegenüber die Zwillinge befanden.
Nein, mich durchzuckte bei ihrem Anblick nicht der Schlag. Ich konnte mich beherrschen, aber ich hatte schon beim ersten Blick festgestellt, daß sie innerhalb kürzester Zeit gewachsen waren. Viel größer als noch in London, das sah ich jetzt mit hundertprozentiger Sicherheit. In ihren Körpern steckte eine irrsinnige Kraft, die einfach nicht von dieser Welt sein konnte.
Und doch fürchteten sie sich vor meinem Kreuz. Das sollte mir von Carla genommen werden. Sie zwangen das Mädchen dazu. Ich konnte sogar sehen, wie Carla von einer Hand lässig in die Höhe gehoben

wurde, als hätte sie kein Gewicht.

Man stellte sie wieder hin.

Carla wußte auch, was sie zu tun hatte, denn sie kniete sich neben mich hin und versuchte, das Kreuz zu ertasten.

Ich tat nichts.

Keine Bewegung, kein Zucken. Die kleinen Kinderhände glitten über meine Brust hinweg. Ich kriegte jedes Zittern mit und ahnte nur, wie sehr sie sich fürchtete.

Sicherheitshalber hielt ich die Augen wieder geschlossen. Ich mußte einfach davon ausgehen, daß ich unter der Kontrolle dieser Zwillinge stand und sie nur auf eine Regung oder einen Fehler meinerseits lauerten.

Den Gefallen tat ich ihnen nicht.

Carlas warmer Atem streifte über mein Gesicht. Sie hatte sich tief vorgebeugt. Ihre Hand wanderte weiter über meine Brust hinweg.

Das Kreuz hatte sie noch nicht gefunden, denn es war durch meinen Fall zur rechten Seite gerutscht und befand sich zwischen Hals und Schulter. Die Kette aber konnte sie fühlen.

Den Zwillingen lief die Zeit davon. Sie waren ungeduldig geworden. »Was ist denn?«

»Ich… ich … finde es nicht.«

»Er muß es haben, wir wissen es.«

»Aber ich kann…«

»Such weiter!«

»Ja, ja…«

Ihre Finger begaben sich wieder auf Wanderschaft. Es konnte einfach nicht mehr lange dauern, bis Carla herausgefunden hatte, wo sich das Kreuz versteckt hielt. Sie war bereits auf dem richtigen Weg und suchte an meiner rechten Seite.

»Ich habe es…«

Was bei den Zwillingen satte Zufriedenheit hinterließ, jagte mir einen Schreck durch die Glieder. Jetzt stand mir nur noch wenig Zeit zur Verfügung. Carla mußte es tun, wollte sie ihr eigenes Leben retten. Und ich mußte mir etwas einfallen lassen. Ohne mein Kreuz, diese starke Waffe, die von den Zwillingen geächtet war, kam ich einfach nicht an.

»Ich habe es!«

»Gut, schön, es ist gut! Hol es hervor und wirf es weit weg. Ich hoffe, du kannst es.«

»Versuchen…«

Wie auf Kommando zuckten Schmerzen durch meinen Kopf. Ich war nicht fit, verflucht, auch wenn ich es mir nicht eingestehen wollte. Nur konnte ich mich jetzt von diesen Dingen nicht ablenken lassen. Wichtig war die Hand des Kindes.

Um besser an das Kreuz herankommen zu können, hatte mir das Mädchen das Hemd aufgeknöpft. Wieder baute sich eine Schwierigkeit auf. »Es hängt an einer Kette fest.«

»Dann streif sie über den Kopf.«

»Gut…«

Carla hob meinen Kopf an. Dabei beugte sie sich weit über mich, und ich riskierte einen schnellen Blick unter ihrem Körper hindurch.

Die Zwillinge warteten. Zum Glück beobachteten sie das Mädchen, das sehr geschickt vorging. Es hatte meinen Kopf so weit angehoben, daß sie die Kette darüber hinwegstreifen konnte.

Die dünnen Glieder fuhren durch meine Haare und stellten sie in die Höhe. Dann rutschten sie an meinem Gesicht entlang, und auch Carla bewegte sich wieder weiter zurück.

Alles lief so, wie es sich die Zwillinge vorgestellt hatten. Nur durfte es nicht so weitergehen.

»Ich habe es!«

Ich hielt die Augen wieder offen. Das Mädchen kniete neben mir.

In seinen Augen schimmerten Tränen. Das Kreuz hielt sie in der rechten Hand, und sie wollte auch den Arm ausstrecken.

Das war genau der Moment, als ich eingriff.

Ich war schneller als schnell und riß dem Mädchen das Kreuz aus der Hand. Gleichzeitig erhielt Carla von mir einen Stoß, der sie zur Seite katapultierte.

Gleichzeitig richtete ich mich auf, das Kreuz in der Hand haltend.

In meinem Kopf tobten die Stiche. Die heftige Bewegung hatte ihm sicherlich nicht gutgetan. Bevor ich die Formel sprechen und das Kreuz aktivieren konnte, kam mir eine grelle Frauenstimme zuvor.

»Da seid ihr ja, meine Kinder…«

***

Die Zwillinge waren durcheinander, ich war es ebenfalls, denn mit dem Eingreifen der Mutter hatte wohl keiner von uns gerechnet. Sie war urplötzlich erschienen, und sie stand schräg von uns, außerhalb des Hauses, aber in seiner Nähe, und sie war nicht allein, denn Suko und der Abbé hielten sie irgendwie in Schach.

»Kinder…«

Ihre Schreie gellten uns entgegen. Die Mutter blieb auch nicht stehen, sie rannte plötzlich los, als wollte sie keine Sekunde mehr verlieren. Die Arme ausgebreitet, um ihre Kinder wenig später damit zu umschließen. Das gefiel denen gar nicht. Ihre Mutter griff nicht nur in ihre Pläne ein, sie störte sie sogar, und sie würde auf keine Warnungen hören, das stand fest. Deshalb rannte sie weiter, den Blick auf ihre beiden Kinder gerichtet, von denen sich einer bewegte und einen Stein aufhob.

Ich hätte eingreifen können und müssen, aber mein Zustand war einfach zu mies. Mich packte ein Schwindel, die Welt drehte sich vor meinen Augen, als einzigen Erfolg konnte ich den Besitz des Kreuzes verzeichnen, und ich sah nicht, wie der Stein flog.

Die Frau hatte nicht mehr ausweichen können. Sie war wie ein weiblicher Engel in den Wurf hineingeschwebt, und der kantige Stein schmetterte gegen ihren Kopf.

Schreiend fiel sie zu Boden.

Dann fiel ein Schuß.

Suko hatte gefeuert und nicht getroffen, denn die Zwillinge waren einfach zu schnell. Sie dachten nicht mehr daran, mich zu töten, sie wollten jetzt alles vernichten.

Und diese Monstren in der Größe von Kindern bewiesen uns, über welche Kräfte sie verfügten.

Als wäre er nur eine normale Latte, so packte einer der beiden einen schräg von der Decke herabhängenden Balken, zerrte ihn aus dem Gefüge und wuchtete damit herum.

»Deckung!« schrie Suko, denn der Balken flog auf ihn und den Abbé zu, von einem gellenden Lachen begleitet.

Beide Männer tauchten weg. Der Balken hatte sich gedreht, stellte sich noch einmal hoch und kippte dann um, ohne jemand zu verletzen.

Zwischen ihnen und den Zwillingen lag die Mutter wie hingestreckt, das Gesicht voller Blut, aber darum kümmerten sich die beiden nicht. Sie wollten das zertrümmerte Haus zu einer weiteren Grabstätte machen und konnten es dank ihrer gewaltigen Kräfte auch schaffen.

Bloch und Suko waren jetzt vorsichtiger geworden. Für sie bedeutete es Lebensgefahr, wenn sie sich zu nahe an die Zwillinge heranwagten, die momentan damit überfordert waren, um welchen Gegner sie sich zuerst kümmern sollten.

Ich war noch da, und ich hatte auch meinen Schwächeanfall überwunden. Bevor einer der beiden erneut angreifen konnte, sprach ich die Formel aus.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Und zur gleichen Zeit erschien der Abbé, die Arme vorgestreckt, den Würfel zwischen den Handflächen haltend…

***

Die Lichtaura war entstanden!

Sehr hell, wie weißes Feuer, so gleißend, aber nicht blendend. Ich bewegte mich dem Licht ebenso weiter wie der Abbé, der mir vorkam wie eine Schattengestalt. Ich war wieder auf die Beine gekommen, fühlte mich beschwingt, leicht, wie von Flügeln getragen und dabei fest auf mein Kreuz vertrauend.

Der Abbé kam von der anderen Seite. Selbst der Würfel des Heils hatte durch die ungeheuren Lichtmengen eine andere Farbe bekommen. Er sah aus wie im bleichen Mondlicht gebadet, und er schien den Abbé anzutreiben.

Ich war näher am Ziel.

Und das bestand aus zwei höllischen Geschöpfen, auch wenn sie nicht größer waren als Kinder.

Das Licht hüllte sie ein.

Es hatte sie gelähmt. Sie bewegten zwar ihre Köpfe, aber nicht ihre Körper. Innerhalb des Lichts wirkten sie wie zwei Besucher von fremden Sternen, sie waren so bleich, und die sowieso schon großen Köpfe kamen mir noch größer vor.

Ich stand vor ihnen.

Ich schaute sie an.

Dabei hatte ich den Eindruck, von zahlreichen unsichtbaren Helfern umgeben zu sein, die nur darauf aus waren, die Zwillinge von irgendeiner Tat zurückzuhalten.

Sie bewegten sich nicht mehr, hatten die Münder zu einem schiefen Grinsen verzogen, als wollten sie so ihrem Ende entgegenschreiten.

Ich tat nichts. Nur in meinen Gedanken bewegte ich mich. In der Erinnerung. Und dabei fiel mir ein, wie ich es geschafft hatte, Josephiel zu vernichten. Es war ein wenig eigensinnig gedacht, ich hatte ja Hilfe bekommen und dachte an das Kreuz, das auf dem Boden des Zugabteils einen großen Schatten hinterlassen hatte.

Auch hier zuckte etwas über die Trümmer. Balken in Kreuzform.

Es war das Schattenkreuz. Es war ein Symbol aus der Welt, die Josephiel hinter sich gelassen hatte, um mehr zu erreichen, aber es hatte ihn nicht losgelassen. Es war ihm immer wieder auf den Fersen geblieben, unsichtbar, und es tauchte wieder auf, denn in den Zwillingen verteilte sich die Kraft ihres Vaters.

Einer schüttelte den Kopf. Der andere sank nach vorn. Es sah so aus, als wollte man uns hier ein Puppenspiel zeigen. Dann drehte er sich in verschiedene Richtungen, wieder nur mit abgehackten und anschließend unkontrollierten Bewegungen.

Es war der Anfang vom Ende, denn wenig später wurde ihnen das entrissen, was ihren Körpern und damit auch ihre Existenz ausgemacht hatte. Knochen, Fleisch, Blut, sie schmolzen weg, sie lösten sich zu einer stinkenden Wolke auf, denn die eigentliche Welt der Engel war allein geistig. Da braucht niemand einen Körper zu haben.

Auch keine Kinder…

Die Zwillinge dünnten aus. Ich schaute fasziniert zu, und es fiel mir sehr schwer, den Vorgang nachzuvollziehen und ihn auch mit Worten zu beschreiben.

Vor meinen Augen lösten sich Dimensionen auf. Anders konnte ich es nicht fassen. Das körperliche, alles, was einen menschlichen Körper ausmachte, war bald nicht mehr vorhanden.

Zurück blieb…?

Was blieb zurück?

Zwei Schatten und der Umriß des Kreuzes.

So war es auch mit Josephiel gewesen, und ebenso vergingen seine Kinder. Sie und er hatten die eigentliche Welt nicht abschütteln können. Ihr Tribut an sie war die Vernichtung.

Dann gab es nichts mehr.

Kein Licht, kein Schatten des Kreuzes. Nicht einmal Reste derjenigen, die uns hatten töten wollen.

Meine Hand sank nach unten. Das Kreuz war plötzlich schwer wie Blei geworden. Ich mußte einfach in die Knie, sonst hätte mich der Schwindel von den Beinen gerissen, und auf irgendeiner Steinkante fand ich Platz, noch immer nicht richtig fassend, daß es vorbei war, und zwar endgültig, denn weiteren Nachwuchs hatte Josephiel nicht mehr gezeugt…

***

Es ging mir auch wieder besser. Dafür hatte unter anderem der Abbé gesorgt, denn aus den unergründlich tiefen Taschen seiner Jacke hatte er eine kleine Flasche hervorgezaubert und mir daraus zu trinken gegeben.

Es war ein Elixier des Lebens, das meine Geister wieder auf Vordermann gebracht hatte.

Ich war ihm dafür dankbar, aber ans Ausruhen dachte ich nicht.

Ich wollte wissen, was mit der Mutter der Zwillinge geschehen war.

Suko kniete bei ihr. Er hatte frisches Wasser besorgt und war damit beschäftigt, das blutige Gesicht der Frau abzutupfen. Als er meinen Blick sah, nickte er mir zu. »Keine Angst, John, sie lebt. Allerdings wird sie ins Krankenhaus müssen. Sie hat womöglich eine Gehirnerschütterung, und da muß auch einiges in ihrem Gesicht genäht werden.«

»Ist schon okay.«

»John…?«

Als ich mich drehte, sah ich Carla neben mir stehen. »Ach, da bist ja auch du.«

»Ja, ich bin es.« Sie war etwas verlegen. Um ihr auf die Sprünge zu helfen, fragte ich sie, wo sie denn der Schuh drückte.

»Na ja, ich habe ein schlechtes Gewissen, glaube ich.«

»Warum?«

»Wegen dir.«

»Das ist doch Unsinn.«

»Nein, ich habe dir ja das Kreuz wegnehmen wollen, und ich fühle mich jetzt richtig schlimm.«

»Hilf mir mal hoch.« Ich nahm ihre Hand und ließ mich auf die Beine ziehen. Dann sagte ich: »Weißt du, Carla, ich kann mir vorstellen, daß du es nicht richtig gewollt hast.«

»Das stimmt auch.«

»Und ich habe es gespürt.«

»Wieso?« Sie staunte. »Warst du denn nicht ohnmächtig oder bewußtlos in der Zeit?«

»Na ja, so ein bißchen schon. Doch als es darauf ankam, war ich voll da.«

Sie lachte und schüttelte zugleich den Kopf. »Jetzt redest du wie mein Vater. Der sagt das auch immer, wenn Entscheidungen getroffen werden müssen.«

»Da muß ich deinem Vater recht geben. Aber das kann ich ihm ja alles persönlich sagen. Wie ich uns kenne, werden wir wohl noch ein Weilchen bleiben…«

Als die Augen des Mädchens aufleuchteten, da wußte ich, daß sich zumindest eine Person aus Trivino darüber freuen würde…

ENDE des Dreiteilers